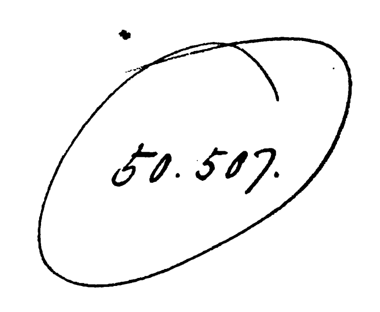

50.507.

DIE CLASSIFICATION DER SPRACHEN

DARGESTELLT ALS

DIE ENTWICKELUNG DER SPRACHIDEE

VON

H. STEINTHAL, DR.
PRIVATDOC. FÜR SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITAET ZU BERLIN.

BERLIN.
FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG.
1850.

Classification setzt eine Vielheit und dazu eine Verschiedenartigkeit von Gegenständen voraus. Darum kann der Gedanke an sie nur erst dann erwachen, wenn eine grofse, nicht leicht zu überschauende Menge vorliegt, und nur bei denen, welche in der vorliegenden Vielheit eine Verschiedenartigkeit erkennen. So konnten die Versuche zu einer Eintheilung der Sprachen erst in neuerer Zeit auftreten, und zwar nicht bei den Philosophen, deren Streben auf die Ergründung der einen absoluten Sprachform, der substantiellen Einheit aller Sprachen ging, sondern bei den historischen Grammatikern.

Bis in das zweite Jahrzehent unseres Jahrhunderts hatte man in der Sprachbetrachtung im Vergleiche zu dem Standpunkte, welchen Griechen und Römer eingenommen hatten, nur geringe Fortschritte gemacht. Die historischen Grammatiken besonders waren blofs neue Auflagen der alten *τέχναι* und artes. Der Umfang der Sprachkenntnisse, zwar gröfser als bei den Alten, war doch immer nur gering. Man kannte die beiden classischen Sprachen; die romanischen galten als nicht beachtenswerthe Anhängsel zum Römischen. Auf die lebenden Volkssprachen sah man überhaupt mit derselben Geringschätzung herab, wie nur je ein antiker Verfasser einer ars oder *τέχνη* auf die *συνήθεια* oder consuetudo, ja sogar auf die Barbarensprachen

herabsehen mochte. — Den classischen Sprachen setzte man die orientalischen entgegen. Unter letzteren verstand man aber nur die semitischen. Man kannte oder beachtete keine anderen asiatischen Sprachen. Ueber die Sprachen der Afrikaner und Amerikaner urtheilte man wie Herodot über die Sprache der Troglodyten. Aber mit jener Sonderung der europäischen und orientalischen Sprachen, welche einen theologischen Hintergrund in dem neuen und alten Testamente hatte, war ein Anfang zu einer Eintheilung der Sprachen gegeben.

Wie die Bibel selbst Veranlassung zur Erweiterung der Sprachkenntnisse gab, so wurden auch die Boten, welche ausgesandt wurden die christliche Lehre in allen Zungen zu verkünden, eine reiche Quelle für die Sprachwissenschaft. Zunächst gaben sie in den letzten drei Jahrhunderten den Vater-Unser-Sammlungen ihre Entstehung. In diesen mufste sich sogleich das Bedürfnifs eines Princips in der Anordnung herausstellen; die Bequemlichkeit erforderte ein solches. Ein wissenschaftliches Interesse aber knüpft sich an alle diese Sammlungen nicht. Adelung hat sie (Mithrid. I. S. 645.) schon gerichtet, indem er sie „Curiositäten-Cabinetter" nennt, und mit dieser Erwähnung haben wir ihnen genügende Ehre erwiesen.

Adelung selbst hat sich um die Sprachwissenschaft manches Verdienst erworben. Er beabsichtigte in seinem Mithridates eine „allgemeine Sprachenkunde" zu geben. Er wurde dabei wohl von einem tiefern Drange nach „wahrer philosophischer Sprachkunde" getrieben. Er sagt: „Das Wichtigste für mich war, in den innern und äufsern Bau jeder Sprache zu dringen, weil nur auf diesem Wege das Eigenthümliche einer jeden und ihr Unterschied von allen übrigen erkannt werden kann. Aber das war denn auch das schwerste" (das. Vorr. S. XII.) — allerdings, fügen wir hinzu, etwas sehr schweres und sogar, bei dem mechanischen Standpunkte, von welchem sein oberflächliches Raisonnement ausging, völlig unmögliches, was bei ihm nichts anderes als blofse Ahnung sein konnte.

Ohne hier seinen Standpunkt ausführlicher bezeichnen zu können, bemerken wir nur, dafs er die allgemeine Sprachkunde — mechanisch — in der Kunde aller Sprachen fand. Ihr Werth besteht ihm vorzüglich in dem Nutzen für die Völkerkunde, also in etwas ihr selbst Aeufserlichem. Auch seine Ansicht über Entstehung und Fortbildung der Sprache trägt den Charakter des Mechanismus. Er stellt die Sprache mit einem Kriegsschiffe von 100 Kanonen zusammen und führt diese Zusammenstellung in fader Breite und mit fühlbarem Wohlbehagen durch. Er schliefst: „die Sprachen sind alle auf einerlei Art angelegt und auf einen Grund gebaut; es kann daher aus einer jeden alles werden, was Zeit, Umstände und Cultur nur wollen. Sehr unnütz ist daher der Streit über die Vorzüge einer Sprache vor der andern" (das. Einl. XXV.). Er denkt sich die Verschiedenheit der Sprachen nur dadurch und insofern entstanden, dafs und als die Sprachen auf verschiedenen Punkten derselben Entwickelungsbahn stehen geblieben sind. Darum kann bei ihm nicht von einer Eintheilung, sondern nur von einer Reihenordnung die Rede sein. Diese beginnt mit den Anfangspunkten der Bahn, d. h., nach seiner Anschauung, mit den rohen Anfängen der Sprache, welche er in den einsylbigen Sprachen Ost-Asiens findet. Weil er nun überhaupt nur ein mechanisches Fortschreiten von Punkt zu Punkt, keine organische Entwickelung der Sprache kennt, so wird die Entwicklungsbahn der Sprache der Menschheit zu einer geraden Sprachlinie. Indem er diese nach den Anfangspunkten einknickt, erhalten wir zwei Theile: Anfang und Fortsetzung, nämlich einsylbige und mehrsylbige Sprachen. — Diese zunächst nur ideelle Sprachlinie wird aber auch sogleich räumlich: sie erstreckt sich von Ost- durch Mittel- nach West-Asien und Europa. So wird denn überhaupt alle fernere Eintheilung der Sprachen nach ihren räumlichen Beziehungen gemacht. Es gibt asiatische, nord-, süd-, mittel-amerikanische u. s. w. Sprachen. Hier hört jedes wissenschaftliche Interesse auf. Wenn also Adelung ein-

gesteht, er müsse „vieles einer bessern Zukunft überlassen" (Vorr. S. XIV.), so wissen wir jetzt, dafs vielmehr dieser Zukunft in Wahrheit noch Alles zu thun blieb.

Die räumliche Sprachlinie war zugleich eine zeitliche. Die östlichste, die chinesische Sprache ist die älteste und die Mutter aller übrigen.

Sollen wir nun gerecht sein, so können wir nicht einmal sagen, dafs Adelung diese Ansicht zuerst ausgesprochen habe. Sie findet sich z. B. schon eben so gut bei Rüdiger: Grundrifs einer Geschichte der menschlichen Sprache, Leipzig 1782.

Indem Eichhorn die hebräische Sprache mit ihren Schwestern unter dem Namen semitische Sprachen zusammenfafste und so von allen übrigen schied, war der Anfang zu einer *genealogischen* Gruppirung der Sprachen gegeben. Die Eintheilung der Sprachen nach Familien und Stämmen gilt heute für das Ziel der vergleichenden Sprachwissenschaft. Durch sich selbst aber kann sie nicht genügend sein. Denn indem sie die einzelnen Sprachen zu Familien und diese zu Stämmen zusammenfafst nach der gröfseren oder geringeren Gleichheit des Sprachstoffes, bleibt noch dies übrig, die so gebildeten Sprachgruppen nach ihren innerlichen Form-Unterschieden zu charakterisiren. Wenn nun aber auch durch den blofsen Nachweis der Verwandtschaft der Sprachen dies nicht geschieht, so mufs doch dieses genealogische Verhältnifs nothwendig die Grundlage jeder wissenschaftlichen Spracheintheilung ausmachen. Denn was durch die Entstehung verwandt ist, ist es auch seinem Wesen nach.

Es sei noch kurz daran erinnert, dafs die Genealogie der Sprachen von der der Völker wohl zu trennen ist; von jener auf diese unbedingt zu schliefsen und sogar — wie man auch nach Adelung noch in neuester Zeit (Balbi und Prichard) gethan hat — die Beziehung der Sprachwissenschaft zur Ethno-

logie als die vorzüglichste Seite derselben hervorzuheben, war ein arger Mifsgriff.

Wenn Adelung noch, wie alle seine Vorgänger, die Sprache als einen Mechanismus ansah, so wurde doch noch in dem ersten Jahrzehent unseres Jahrhunderts, wenn auch bedingt, ausgesprochen, die Sprache ist ein Organismus. Dieser Ruhm gebührt ***Friedrich Schlegel.*** In seiner Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" weht ein viel tieferer Geist, als in allen frühern Sprachbetrachtungen. Mit ihm beginnt die Geschichte der neuern, eigentlich deutschen Sprachwissenschaft. Auch tritt bei ihm die Absicht, die Sprachen zu classificiren, ganz bestimmt hervor. Er stellt drei Hauptgattungen der Sprachen auf: flexionslose, affigirende und flectirende. In der ersten Classe, sagt er, z. B.: „Im Chinesischen sind die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende von der Wurzel ganz unabhängige einsylbige Worte." In der zweiten Classe „wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die fast überall noch leicht zu unterscheiden sind und zum Theil auch noch für sich eine Bedeutung haben (Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnifsbegriffe der Art); doch fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren." Diese beiden Classen werden als unorganisch bezeichnet und ihnen die dritte als die organische entgegengesetzt. Fr. Schlegel fühlte den weiten Abstand unserer Flexion von der Redeweise anderer Völker; er fühlte, dafs unsere Flexion nicht auf mechanischem Wege zu erklären, dafs sie etwas Organisches sei — aber mehr als gefühlt, sich zum klaren Bewufstsein gebracht, hat er sich die Natur derselben nicht. Er ahnte, dafs sie eine Bewegung von innen heraus sei; aber indem er die Natur derselben näher darlegen will, zeigt er sich unklar, ja verwirrt, — my-

stisch, möchte ich sagen, und darum auch gewissermafsen roh-natürlich. Er sagt (S. 50.): „In der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnifsbegriffe durch **innere** (?) Veränderung bezeichnet werden, so ist der **Entfaltung** (?) freier Spielraum gegeben... Aber eben was auf diese Weise aus (?) der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft (?), hängt zusammen, und so trägt und erhält sich's gegenseitig. Daher (?) der Reichthum einestheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, dafs sie organisch seien und ein organisches Gewebe bilden.“ Aus dieser unklaren Darlegung geht dies klar hervor, dafs er Verhältnisse der organischen Natur ganz unmittelbar auf die Sprache übertragen hat, und in dieser Unmittelbarkeit liegt der **Mysticismus** und die **Rohheit**. Denn mystisch und roh ist es, die Thätigkeit des Geistes unmittelbar in einem Vorgange der Natur anzuschauen.

Nüchterner und dadurch klarer, aber auch flacher, wurde dieselbe Ansicht von ***A. W. Schlegel*** in den Observations sur la langue et la littérature Provençales (S. 14.) vorgetragen: „Les langues se divisent en trois classes: les langues sans aucune structure grammaticale (z. B. das Chinesische), les langues qui emploient des affixes, et les langues à inflexions.“ Von der zweiten Classe heifst es: „Le caractère distinctif des affixes est, qu'ils servent à exprimer les ideés accessoires et les rapports, en s'attachant à d'autres mots, mais que pris isolément, ils renferment encore un sens complet.“ Die Flexion dagegen verwende eine mäfsige Anzahl Sylben, „qui considérés séparément, n'ont point de signification.“ Von diesen Sprachen wird gesagt: „on pourrait les appeler les langues organiques, parce qu'elles renferment un principe vivant de développement et d'accroissement, et qu'elles ont seules, si je puis m'exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde.“ Die Nüchternheit liegt

darin, dafs die Erzeugnisse der organischen Natur nur gleichnifsweise mit der Sprache zusammengestellt werden; so wird die Form des Mysticismus mit der der Geistreichigkeit vertauscht.

Neben die Schlegelsche Eintheilung in organische und unorganische Sprachen sind noch andere zu stellen, welche von demselben Standpunkte des Geistreichen aus gemacht sind, sich wohl auch mit der Miene gröfserer Tiefe in speculativ-philosophische Formeln hüllen, z. B. die Eintheilung in krystall-, pflanzen- und thierartige, oder weibliche und männliche Sprachen. Es liegt allen solchen Zusammenstellungen etwas Wesentliches zu Grunde; aber wie sie ausgesprochen werden, berühren sie nur die Oberfläche und treffen nur eine Seite. Man ist der Sache nicht auf den Grund gekommen und hat sie nicht in ihrer Ganzheit erfafst. Darum ist man sich auch nicht einmal klar, und die Gleichnisse hinken.

Pott (Jahrbücher der freien deutschen Akademie 1. Heft 1848) stellt folgende Classification auf: 1) Isolirende Sprachen, in welchen noch Stoff, (Wurzel, Hauptbegriff) und Form (Ableitungs- und Abbiegungsmoment, Nebenbegriff, Bestimmung) in völliger Getrenntheit beharren. Einsylbige Sprachen (Chinesisch und Indo-chinesisch). 2) Agglutinirende, worin Stoff und Form fast nur äufserlich an einander kleben (tatarisch, türkisch und finnisch). 3) Eigentlich flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so dafs beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen." Diese Classe ist die eigentlich normale, und wenn die beiden ersten unter der Norm blieben, so wird diese von andern Sprachen, besonders den amerikanischen, überschritten und sind „4) transnormal, einverleibende." Neben dieser „physiologischen" Eintheilung steht dann die „genealogische."

In dieser Eintheilung Potts — Pott selbst sagt freilich,

er wolle die Humboldtsche geben; aber nur die Namen, die Fächer sind von Humboldt entlehnt; die Bestimmungen gehören Pott an, und diese sind das Wesentliche — ist das Hinausschreiten über das blos Geistreiche, das Streben nach begrifflicher Bestimmtheit unverkennbar. Aber die Unhaltbarkeit des Eintheilungsgrundes tritt zu bald hervor; und wie sehr der Urheber selbst sie gefühlt hat, zeigt der allzustarke Ausdruck, durch welchen aber die Sache nicht fester wird. Oder ist dem nicht so, wenn die Flexion dargestellt wird als „innige Durchdringung von Stoff und Form?“ Wie durchdringt denn in *τί-θη-μι, λόγ-ος* die Form den Stoff? wie ist denn hier Form und Stoff „zur Einheit verschmolzen“? „Kleben“ sie nicht vielmehr „fast nur äufserlich an einander“? — So scheint auch diese Eintheilung den Namen „physiologische“ wenig zu rechtfertigen; oder beruht sie nicht gänzlich auf einem der äufsern Erscheinung der Sprache und dem mechanischen Verhältnisse des engern oder losern Zusammenhanges der Wortglieder entnommenen Grunde?

Wenn es nun freilich Sprachen gibt, deren Formen sich der Mehrzahl nach von denen der flectirenden, besonders sanskritischen Sprachen, so scheiden liefsen, dafs man Diese Flexionsformen nennte, weil sie, zwar wie Jene durch Zusammensetzung entstanden und ursprünglich in ihren Theilen lose zusammenhängend, doch im Laufe der Zeit zu solcher Festigkeit des Zusammenhanges der Theile gelangt wären, dafs die ursprüngliche Zweiheit nicht mehr gefühlt würde, so wäre gewifs die wichtigste Frage: woher ist es denn gekommen, dafs in jenen agglutinirenden Sprachen nicht auch diese festere Verbindung zu Stande gekommen ist? warum werden in ihnen immer noch die Glieder des Wortes aus einander gehalten? sind sie etwa jünger? sind die sie redenden Völker weniger zungengewandt? Das Heil der Wissenschaft beruht immer gröfstentheils auf der richtigen Stellung der Frage; denn jede Frage schliefst ihre Antwort in sich, und ist jene verkehrt gestellt, so kann auch diese nur verkehrt er-

folgen. Mit neuen Fragen beginnen neue Epochen. A. W. Schlegel fragt, ob es möglich sei, daſs eine Sprache aus der niedern Classe sich in eine höhere erhebe? Möglich ist mancherlei, und die Wissenschaft hat sich darum nicht zu kümmern, sondern um das Nothwendige; sie hat zu fragen nach dem Was, welches das Wie und das Warum in sich schlieſst. Also hätte auch Schlegel fragen sollen, nicht: kann Agglutination zur Flexion werden? sondern: warum ist sie das nicht geworden? Dann wäre er von selbst darauf geführt worden, zu fragen, wie ist sie denn entstanden? und wie Flexion? Man begreift nichts, dessen Entstehung man nicht einsieht. Nichts falscheres als: multa fiunt eadem, sed aliter; und ebenso falsch würde sein: multa fiunt alia, quamvis indidem. — Weil man nun die Entstehung nicht erforscht hat, hat man auch den vorliegenden Thatbestand nicht richtig gesehen. War es denn nicht unerlässlich, bevor man daran ging das Verhältniſs zwischen Stoff und Form zu beachten, zuvor zu fragen: gibt es denn überhaupt in allen Sprachen Stoff und Form? und wenn sich nun allerdings überall etwas darbietet, was dafür gelten soll, ist es nicht nöthig, die Natur der beiden Elemente zuerst für sich zu betrachten? Im Chinesischen z. B. sollen Stoff und Form in Getrenntheit beharren. Haben denn aber nicht Humboldt und Bopp ausgesprochen, die chinesische Sprache sei ohne alle Form, ohne Organismus und Grammatik.

Friedrich Schlegels Mysticismus konnte vor ***Bopp's*** scharfem Verstande nicht Stich halten. Bopp nimmt Schlegel ernstlich beim Wort und deckt seine Widersprüche, zu denen sich noch eine mangelhafte historische Sprachkenntniſs gesellt, unerbittlich auf. Indem er aber den wissenschaftlichen Werth einer „naturhistorischen Classification der Sprachen," wie sie Schlegel erstrebt hat, anerkennt, versucht er selbst eine solche (Vergl. Gr. S. 112.). Er unterscheidet ebenfalls

drei Classen: „Erstens, sagt er, Sprachen mit einsylbigen Wurzeln, ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik. Hierher gehört das Chinesische, wo alles noch nackte Wurzel ist und die grammatischen Kategorien und Nebenverhältnisse der Hauptsache nach nur aus der Stellung der Wurzeln im Satze erkannt werden können. Zweitens: Sprachen mit einsylbiger Wurzel, die der Zusammensetzung fähig sind, und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen." Hierher gehören die sanskritischen und alle andern Sprachen, welche nicht zur ersten Classe gehören, ausgenommen die semitischen. Diese für sich bilden die dritte Classe. „Sie erzeugen ihre grammatischen Formen nicht blos durch Zusammensetzung, wie die zweite, sondern auch durch blofse innere Modification der Wurzeln." Bopp geht also von der Technik der Sprache aus, wir meinen von den Mitteln, durch welche sich die Sprache ihre Grammatik schafft, oder welche sie zur Bezeichnung der Kategorien verwendet. Dieser technische Gesichtspunkt ist ein wesentliches Element, das bei jeder Eintheilung der Sprachen berücksichtigt werden mufs, und es gefunden zu haben ist Bopp's bleibendes Verdienst.

Bopp ist die Spitze der historisehen Grammatik. Sie kann und mufs sich noch ausdehnen in der Breite; — principiell kann sie nicht weiter gelangen.

Pott schlofs sich früher (Et. Forsch. II. S. 400.) der Clafsification Bopp's an. Wie er sich aber überhaupt von diesem seinem Lehrer durch gröfsere Allgemeinheit der Betrachtung unterscheidet, indem er theils alle Sprachstämme der Erde überblickt, theils auf das Gebiet der Philosophie weit hinüberstreift, so führt er auch Bopp's Bestimmung für die zweite und dritte Classe, nämlich den innern Wandel der Vocale und die äufsere Anbildung von Affixen auf die logischen Kategorien der Qualität und Quantität zurück, und nennt demnach die sanskritische Flexionsweise, als durch eine „Mehrung" der Wurzel

vollzogen, die quantitative und die semitische die qualitative. Diese Kategorien aber sind zu abstract um durch sie concrete Schöpfungen begreifen zu können. Um eine Schematisirung aber ist es uns nicht zu thun.

A. W. Schlegel macht innerhalb seiner dritten Classe eine Unterabtheilung. Er sagt (a. a. O.): Les langues à inflexion se subdivisent en deux genres, que j'appellerai les langues *synthétiques* et les langues *analytiques*." Letztere bedienen sich der Hülfswörter (Präpositionen, Pronomina, Hülfsverba), wo jene Flexionsformen haben. „Les langues grecque et latine sont des modèles du genre synthétique — les langues dérivées du latin, et l'anglais, ont une grammaire toute (?) analytique — les langues germaniques forment une classe intermédiaire. Die analytischen Sprachen entwickeln sich mehr oder weniger schnell im Laufe und in den Stürmen der Zeit aus den synthetischen. Welche soll man vorziehen? Hierauf antwortet Schlegel gegen die beiderseitigen unvernünftigen Enthusiasten sehr schön (p. 25.): „Je l'avoue, les langues anciennes, sous la plupart des rapports, me paraissent bien supérieures. Le meilleur éloge qu'on puisse faire des langues modernes, c'est qu'elless ont parfaitement adaptées aux besoins actuels de l'esprit humain dont elles ont, sans aucun doute, modifié la direction." Wir machen aufmerksam auf den Widerspruch in den Worten: elles sont adaptées und elles ont modifié. Er fährt fort: „Un brillant avantage des langues anciennes, c'est la grande liberté dont elles jouissaient dans l'arrangement des mots. La logique était satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentuées: ainsi, en variant les phrases à l'infini, en entrelaçant les mots avec un goût exquis, le prosateur éloquent, le poète inspiré, pouvaient s'adresser à l'imagination et à la sensibilité avec un charme toujours nouveau. Les langues modernes, au contraire, sont sévèrement assujéties à la marche logiquc,

parce qu'ayant perdu une grande partie des inflexions, elles doivent indiquer les rapports des idées par la place même que les mots occupent dans la phrase.“ Weiter (p. 27.) heifst es dann über die synthetischen Sprachen: „Elles appartiennent à une autre phase de l'intelligence humaine: il s'y manifeste une action plus simultanée, une impulsion plus immédiate de toutes les facultés de l'ame que dans nos langues analytiques. A celles-ci préside le raisonnement, agissant plus à part des autres facultés, et se rendant par conséquent mieux compte de ses propres opérations. Je pense qu'en comparant le génie de l'antiquité avec l'esprit des temps mordernes, on observera une opposition semblable à celle qui existe entre les langues. Les grandes synthèses créatrices sont dues à la plus haute antiquité; l'analyse perfectionnée etait réservée aux temps modernes.“ Nach dieser schönen Darlegung, die sich im Wesentlichen gewifs der allgemeinsten Zustimmung erfreut, mögen wir es nicht billigen, wenn Pott (Et. Forsch. I. S. 154.) von dieser Eintheilung in synthetische und analytische Sprachen urtheilt, dafs sie „zumeist nur auf der baaren Aeufserlichkeit beruht, ob die Flexionswörter an oder neben dem zu bezeichnenden Worte stehen,“ und hebt er sein eigenes Urtheil auch sogleich wieder auf, indem er fortfährt: „welche Aeufserlichkeit jedoch in anderer Beziehung von zu grofsem Gewichte und Einflusse auf die Sprachen ist, um sie nicht als einen schicklichen Eintheilungsgrund derselben gelten zu lassen.“ Schlegel aber hat, wie wir gesehen haben, gerade diese „andere Beziehung“ und nicht jenes „zumeist“ und „nur“ bestimmt hervorgehoben, und erstere ist so eng verbunden mit dem äufsern Unterschiede in der Erscheinung der Form — sie ist seine Ursache, — dafs derselbe, wenn er nur nach seiner ganzen Tiefe aufgefafst wird, aufhört eine baare Aeufserlichkeit zu sein und vielmehr das Aeufsere eines Innern ist.

Duponceau freilich hat die Sache nicht so zu nehmen verstanden, und darum trifft ihn ganz der von Pott ausge-

sprochene Tadel. Er theilt die Sprachen in vier Classen. Die grammatiklosen einsylbigen Sprachen nennt er syntaktisch, hierauf folgen die analytischen, dann die synthetischen und endlich die syntaktischen oder polysynthetischen, womit er die amerikanischen Sprachen bezeichnet.

Duponceau theilt auch mit (Transact. of the American philos. soc. I. 1819. p. 399.), dafs jemand in der French Encyclopedia unterschieden habe: „between those idioms, in which inversions are allowed and those in which they are not.“ Dies erinnert an Schlegel und ist zu fein, als dafs Duponceau es hätte würdigen können.

Wilhelm von Humboldt.

Was Wilhelm v. Humboldts Denkweise, sein Betrachten und sein Wollen, am bestimmtesten bezeichnet, ist die Richtung auf die Einzeleigenthümlichkeit. Darum hält er streng darauf, dafs das Gesetz des Staates nicht unbefugt in die Freiheit des Einzelnen eingreife und die Ausbildung der Eigenthümlichkeit desselben nicht hindere. Er bekämpft die Gesetze, welche zur Hebung der Sittlichkeit gegeben werden; er bekämpft die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder durch den Staat; er hafst die Uniformirung des Geistes. In der Welt, in der Geschichte, in der Kunst sind es die eigenthümlichen, charaktervollen Gestalten, welche er aufsucht. Er glaubt nur dann das Leben vollkommen zu geniefsen, wenn er die Darstellung des menschlichen Wesens in der gröfsten Mannigfaltigkeit seiner möglichen Formen lebendig anschaut. Weil „wir mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit umfassen,“ so sucht er durch Reisen und Geschichtsforschung „das Bild des Menschen“ zu ergänzen (Briefe aus Spanien). Er liebt vorzugsweise die Griechen, das Volk der schönen Individualität. Er betrachtet aber überhaupt die Geschichte am liebsten von der Seite der durch die Natur erzeug-

ten Trennung des Menschengeschlechts in Völker und Stämme, welche er als einheitliche Individuen auffafst. „Da nun der Unterschied der Nationen sich am bestimmtesten und reinsten in ihren Sprachen ausdrückt“ (Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation im Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachwissenschaft u. s. w. 1812 und in Fr. Schlegels Deutschem Museum Band II.), so wird er zur Sprachforschung geführt, und immer ist er bemüht, „jede einzelne Sprache als den individuell bestimmten Ausdruck einer gewissen nationellen Charakterform zu erkennen“ (das.).

Der Gegenstand des grofsen, letzten Werkes Humboldts ist die Kawi-Sprache, ein längst ausgestorbener Dialekt auf der Insel Java, in welchem uns ein weder umfangsreiches, noch poetisch bedeutendes Gedicht überliefert ist. Diese individuelle Sprachform nimmt den Vordergrund des grofsartigsten Gemäldes ein. Zunächst um sie lagern Tochter und Geschwister; mehr im Hintergrunde schaaren sich alle Verwandte des Stammes; in der Ferne sieht man alle Völkergruppen der Erde; die Kawi in der Mitte des Ganzen weist aber besonders auf die vorderindischen Völker hin, von denen sie viele Reichthümer und höhere Bildung gewonnen hat; die Idee endlich breitet sich als Himmel über das Ganze — die Individualität ist es, welche Humboldt vergöttert.

Der Geist des Menschen beruhigt sich aber bei der Auffassung der Einzelnen nicht; er stellt den Einzelnen ihren Gegensatz, das Allgemeine, gegenüber. Dieses konnte bei Humboldt, da er nie von den Einzelheiten absah, nur in der Gesammtheit der zu vielen gröfsern und kleinern Kreisen und endlich zu einem einheitlichen Kreise gruppirten Individuen bestehen (vergl. Schlufs der Abh. über das vergleichende Sprachstudium und Einl. in die Kawi-Spr. S, XXX. XXXI.); das Allgemeine ist „die Totalität.“ Doch diese Anschauung konnte noch nicht genügen. Das Allgemeine will Einheit sein, und hier sind wir aus der Verschiedenheit der Einzelnen noch nicht

heraus. Es war ferner zu begreifen, wie eine solche Gruppirung der Einzelnen, der geistigen sich von einander abstofsenden Atome, möglich und nothwendig sei. Dies folgt aus dem Begriffe der Individualität selbst; denn diese „ist überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen.“ (S. XLVI.) Die Individuen sind geistige Wesen von bedingtem Dasein; es sind „die äufseren Erscheinungen“ der „einzelnen Entfaltungen“ des allgemeinen „Lebensprincips“ (S. XXIV.). Die Individualitäten fügen sich also deswegen in ein Ganzes und stellen sich zu Kreisen zusammen, weil sie in einem über sie hinausliegenden Punkte zusammenfallen und vollkommen identisch werden. Es sind Radien aus demselben Centrum. Aber dieser Mittelpunkt, dieses Lebensprincip, diese „selbständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach“ ist uns in ihrem Wesen gänzlich unbekannt. Wie wissen wir denn aber überhaupt von ihr? „Das Ahnen einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird“ (S. XLVI.). In Humboldt nun, der um sich nichts als Individualitäten sah, nichts höher hielt als die Bildung seiner eigenen Individualität, mufste das Gefühl derselben aufserordentlich mächtig sein, und darum eben so mächtig „jenes Streben“ und jene „unauslöschliche Sehnsucht“ — nach der unbekannten Einheit und nicht selbst erscheinenden Ursache der Individuen, von welcher Einheit und Ursache uns nur jene Sehnsucht erst „die Ueberzeugung“ gibt (das.). Je mehr Humboldt in dem ersten Theile seines Lebens seinen Drang nach Individualität, sie zu erkennen und zu bilden, befriedigt hatte, desto mehr mufste im andern Theile des Lebens jene Sehnsucht nach der unbekannten Totalität wachsen, und in dieser spätern Zeit mochte er lieber als unter den griechischen Göttergestalten in der indischen unendlichen Unbestimmtheit schwelgen. Aber auch diese Seite Humboldts führte zur Sprachwissenschaft, wie die Liebe

zu den Individualitäten es gethan hat. Denn wenn die Sprache das Gepräge des individuellen Volksgeistes trägt, so trägt sie es gerade darum, weil sie über die Geschiedenheit der Individuen übergreift, und so ist sie „die leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, dafs der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, dafs Ich und Du nicht blos sich wechselseitig fordernde, sondern wahrhaft identische Begriffe sind" (Ankündigung u. s. w.).

Diese Anschauungsweise Humboldts ist nun offenbar dualistisch. Er weifs wohl, dafs Individualität „Beschränkung" ist, „da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschliefsendes Princip zu sein vermag" (S. XXX.). Aber „die Ausschliefsung kann dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dafs mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen" (das.). Er erkennt nun auch ferner: „Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder grofsartigem, dem Wohle des Vaterlandes und der Menschheit gewidmetem Zusammenstreben;" aber die einheitliche Allgemeinheit findet er nicht in den Einzelnen, sondern sie soll als unsichtbare Ursache jener Zusammenfügung der Einzelnen jenseits derselben liegen. Zu tief schauend, um die Totalität in der blofsen empirischen Allheit zu finden, durchdrang Humboldt doch das Wesen der Einzelheit nicht in der Weise, um in ihr die concrete Allgemeinheit zu erkennen. So sind die Einzelnen und das Allgemeine oder die Totalität durchaus von einander geschieden. Letzteres ist eine uns ewig verborgene Macht, von der wir, als Einzelne, überhaupt nur Kunde haben, insofern wir eine Sehnsucht, ein Streben nach ihr fühlen — eine Sehnsucht, welche nie befriedigt wird, ein Streben, welches nie das Ziel erreicht. Allgemeines und Einzelnes sind wesentlich verschieden, entgegengesetzt, d. h. bei Humboldt, jenes ist das Wesen, dieses blofse Erscheinung, jenes die Ursache, dieses die Wirkung; zwischen beide aber setzt Humboldt eine für uns

unausfüllbare Kluft. Das Wesen und die Ursache werden in eine unnahbare Ferne versetzt und dadurch nicht blos sie selbst unserer Betrachtung entzogen; sondern, da sie das Licht der Erscheinung und der Wirkung sind, so werden mit der Entfernung jenes Lichts auch diese dunkel. Der Dualismus, das Erzeugnifs eines dunkeln Dranges, ist die von uns selbst erzeugte alles verdunkelnde Dunkelheit. Ursache ist, was eine Wirkung hat; Wirkung was eine Ursache hat. Wesen ist, was erscheint; Erscheinung ist Offenbarung eines Wesens. Was kann also ein Wesen sein, welches nicht erscheint? eine Ursache, die nicht in ihrer Wirkung liegt? Sie hören auf Wesen und Ursache zu sein, und also hören auch Wirkung und Erscheinung auf, dies zu sein. Es wird alles zu nichts, alles dunkel. So geräth Humboldt aus der klarsten Verständigkeit und der lebendigsten Anschauung wirklicher Gestaltungen in gestaltlosen Mysticismus, der sich sogar in sehr bemerklicher Weise im Style durch den häufigen Gebrauch abstracter Wörter für concrete Wesen kund gibt.

In demselben Verhältnifs, wie der Einzelne zur Totalität des menschlichen Wesens, steht auch die einzelne Thätigkeit zum ganzen Subject, welches gegen jene das Allgemeine ist; und derselbe Dualismus und Mysticismus, welcher sich in Humboldts Bestimmung jenes Verhältnisses zeigt, findet sich auch hier (S. CCXXIII.): „Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maafs der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfafst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches“ (also ein Dualismus!), „obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere“ (d. h. den sich bewegenden Körper und die ihm parallel ge-

stellte geistige Thätigkeit) „haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere" (d. h. den Impuls und die wirkende Kraft), „wenn wir eine vor der andern heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem" (d. h. indem wir dieses Zwiefache annehmen) „unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber." Wenn aber hier und S. XVIII. Humboldt den Geist ein Sein nennt, so mufs man daran denken, dafs „sich das Dasein des Geistes nur in Thätigkeit und als solche denken läfst" (S. LVII.), dafs „das geistige Vermögen sein Dasein allein in seiner Thätigkeit hat" (S. CVII.). Demgemäfs stellt auch Humboldt in der obigen Stelle den Geist nicht einem bewegenden, anstofsenden Körper gleich, sondern nur dem Anstofse, dem Impulse, also einer blofsen Thätigkeit. Humboldts Geist ist Kraft ohne Substrat, reine Thätigkeit, darum eben keine wirkliche bestimmte Thätigkeit, sondern nur Anstofsen zur Thätigkeit, Erzeugen einer erscheinenden Bewegung, Impuls. Dieser ist das innere, unsichtbare Sein. „Sein," dieser allerunbestimmteste Ausdruck, oder Ausdruck der Unbestimmtheit, war der einzig passende Name jener reinen Thätigkeit, welche eben darum, dafs sie so durchaus rein ist, zu einem Fertigen, Ruhenden erstarrt und dem bestimmten Wirken, der Erscheinung, gegenübertritt. Indem der Geist so als reines Licht ohne Schatten und Farbe aufgefafst wird, ist er vollständiges Dunkel. Damit wird aber zugleich den wirklichen geistigen Bewegungen ihre Ursache entrückt, und so werden sie in ihrem wahrhaften Grunde unerkennbar. Auf jener Seite blofses Licht, auf dieser blofser Schatten — auf beiden gleiche Dunkelheit.

Man verstehe uns recht. Wir wollen nicht beweisen, dafs

in Humboldts Anschauung alles dunkel sei; er selbst spricht in weit gehäuftern Ausdrücken die Dunkelheit aus, welche über das Wesen der Dinge verbreitet sei. Wir wollten nur erklären, woher dies Dunkel in seiner Anschauung komme, und strebten zu zeigen, wie es aus seiner innersten Eigenthümlichkeit stamme. Hiermit ist unser Thun vielmehr Aufhellen. Sein aufserordentlicher Verstand, der sich in der schärfsten Auffassung individueller Gestalten bethätigte, erweckte gerade die tiefe Sehnsucht nach etwas Höherem, als das Einzelne ist. Wenn Humboldts Gemüth dieses Höhere aufserhalb der Einzelnen suchte, wenn dieses also ein Jenseits schuf, so that der Verstand dagegen so wenig Einspruch, dafs er sogar diesen Dualismus durch alle besondern Kategorien durchzuführen suchte; denn seine Thätigkeit erzeugt jene Scheidungen eben so sehr, wie das Gemüth, er bestärkt nur das letztere in seinem Streben nach dem unerreichbaren Jenseits. Wenn der Verstand Humboldten zum schärfsten Denker und zum eisigsten Diplomaten machte, das Gemüth sich dagegen in seiner Sehnsucht bis zum poetischen Feuer erglühete, so sind das so wenig widersprechende Erscheinungen, dafs sie sich vielmehr gegenseitig bedingen und zu gleichem Ergebnisse gelangen, zur gleichen Unbestimmtheit und Dunkelheit.

Dabei ist nicht zu verkennen, dafs diese Natur Humboldts in der kantischen Philosophie eine ihr gänzlich entsprechende geistige Richtung vorfand. Auch hier Dualismus, starres Auseinanderhalten der einander entgegengesetzten Reflexionsbestimmungen, auch hier das im Ding an sich erzeugte und festgehaltene Dunkel.

Und durch all dies Dunkel bricht Humboldts Genie hervor.

Das Genie ist die wahre Auflösung des Widerspruchs zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen; es ist das Einzelne, welches in sich selbst das Allgemeine ist; es ist die einzelne Persönlichkeit mit dem unendlichen Selbstbewufstsein.

Und Humboldt war ein Genie und trug darum unbewufst an sich selbst die Auflösung jener Widersprüche, und war an sich selbst die Sonne, welche die Nebel zertheilte. Und wie er seine geniale Individualität fühlte, so betrachtete er auch alle Individualitäten als Einheit des Allgemeinen und Besondern, als besondere Darstellung des Allgemeinen. Aber was sein Genie in solcher Weise durch unmittelbare Anschauung des allgemeinen Wesens und durch praktische Erforschung der einzelnen Sprachen fand, das wurde sogleich von seinem reflectirenden Verstande wieder zerstört. Humboldts Genie begriff sich selbst nicht und, unbewufst über die Schranken des Verstandes und des Gemüthes übergreifend, liefs es in dieser Bewufstlosigkeit diese Schranken bestehen. Sollten nun die Ergebnisse der unmittelbaren Thätigkeit des Genies in das Selbstbewufstsein erhoben, also theoretisch vermittelt werden, so stand der Verstand ungeschwächt da, um die Erfüllung dessen, was das Genie forderte, für unmöglich zu erklären. Wenn nämlich das Genie diese Forderungen nur stellte, weil es dieselben wesentlich schon geleistet hatte, so hielt der Verstand diese Leistungen für unmöglich, weil er dieselben, obgleich sie schon vorlagen, nicht begriff. Dieser Widerspruch zwischen — wie wir von nun an kurz sagen wollen — Praxis und Theorie oder Genie und Verstand zeigt sich in jedem Punkte, den Humboldt bespricht, und drängt sich oft in einem und demselben Satze zusammen. Ein solcher Satz mag ästhetisch schön geformt sein; logisch ist er falsch gegliedert und darum auch, rein an und für sich genommen, vollkommen unverständlich. Das Verständnifs Humboldts schliefst darum zugleich die Kritik desselben in sich. Denn ein solcher Satz wird eben nur dann verstanden, wenn man erkennt, was in demselben die Theorie, und was die Praxis hat sagen wollen, wirklich aber keine gesagt hat, weil jede die andere am Reden verhinderte.

Die Schwierigkeit des Verständnisses wird nun aber bis zur vollständigen Unauflösbarkeit an den Stellen gesteigert, wo

der Mysticismus erscheint. So wenig derselbe überhaupt durch Humboldts scharfen Versand hat verdrängt werden können, so wenig kann die ihm inwohnende Dunkelheit in der Darstellung des Verstandes durch Klarheit erhellt werden. Denn dieser ist selbst, wie wir oben gesehen haben, in dem Mysticismus untergegangen. Er befördert aber auch noch obenein die Unklarheit durch seine eigene Weise. Die kräftige Persönlichkeit nämlich, im Gefühle ihrer Freiheit und Unendlichkeit, nicht gesonnen irgendwie ihre Selbstherrschaft sich verkürzen zu lassen, ist immer kritisch. Das war auch Humboldt, schon durch seine Natur. Er wurde aber darin noch bestärkt durch die kantische Philosophie; denn sie war Kritik, nicht System. In seiner verständigen Reflexion aber, indem er die Individualität dem Allgemeinen abstract gegenüberstellt, kann Humboldt sein wahres Wesen nicht begreifen und schwächt es dadurch doppelt, indem er einerseits die Würde der Individualität herabdrückt, andererseits ihre Freiheit zur Willkür umschlagen läfst. Die Individualität aufserhalb des Allgemeinen hat keine Würde und keine Freiheit. Humboldts schroffe Abneigung also gegen jedes System folgt eben so sehr aus der, wie er glaubt, der Individualität zukommenden Demuth, die etwas absolut Geltendes — das System aber will absolut gelten — aufzustellen nicht wagen darf, als aus dem absoluten Werthe der Persönlichkeit, die nie unterdrückt werden darf — das System aber will sich alle Einzelnen unterwerfen. Humboldt konnte sich folgerechter Weise auch nicht einmal einem eigenen System unterwerfen wollen. Hierzu bewog ihn aber nicht blos die Rücksicht auf die Hoheit, sondern zugleich auf die Schwäche der Persönlichkeit, welche das wahre System nicht zu schaffen vermöge. Das System schien ihm also unerreichbar; er hatte es also nicht überwunden, sondern blieb ihm unterworfen. Um nun nicht in die Irrthümer eines falschen Systems zu verfallen, floh er die Systematik überhaupt. Der Fehler des Systems ist die dogmatische Starrheit seiner Sätze.

Diese war aber weder von der kantischen Philosophie überwunden, die selbst in Dogmatismus endet, noch auch von Humboldt, dessen Erfahrungen und Anschauungen, so genial sie sind, doch nur dogmatisch ausgesprochen werden. Er trägt also den Fehler des Systems in sich selbst; was kann ihm also die Flucht vor dem System anderes zu Wege bringen, als dafs sie in ihm gerade das Bewufstsein, ihm verfallen zu sein, beständig rege hält und zur wirklichen Angst steigert. Selbstvergessen läfst er das Gesetz aufser Acht, und seine Freiheit wird zur Willkür. Das ist keine Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Darstellung, wenn man weder ein einiges, in sich gegliedertes Ganzes von Vorstellungen und Begriffen im Geiste gegenwärtig hat, noch sich an eine feste Terminologie als den Ausdruck dieses Ganzen von in einander greifenden Gedanken bindet, sondern nach der Eingebung des Augenblicks seine Begriffe benennt, ja seine Begriffe bildet. Alles Systematische, Feste fliehend, will er keine Bestimmung, keinen Begriff als ein für allemal fest und nach allen Seiten abgegrenzt gelten lassen, so dafs man ihn benennen kann und zur Vergegenwärtigung seines ganzen Inhaltes nur zu nennen braucht; sondern der Begriff soll, so oft er hervortreten mufs, auch erst neu gebildet werden, wie auch das Wort dafür. In jedem Augenblick soll von vorn angefangen, an jeder Stelle das Ganze erledigt und, man möchte sagen, am Anfang sogleich Alles gesagt und auch am Ende noch nichts vorausgesetzt sein. Dadurch geht jede Einheit verloren, der Zusammenhang der Gedanken wird lose oder ganz zerrissen, an verschiedenen Orten wird dasselbe mit verschiedenem und verschiedenes mit demselben Namen benannt. Diese Ungenauigkeit und der Mysticismus fördern sich gegenseitig und machen das Verständnifs mancher Stellen unmöglich. Zugleich sieht man ein, dafs Humboldt in seinen theoretischen Reflexionen im strengen und tiefern Sinne des Wortes keinen Styl hat. Die Einleitung in die Kawi-Sprache ist gänzlich formlos. Nur der §. 24. (S. CCCXLIX. — CCCLXXXIX.), die

Darstellung der Barmanischen Sprachform, und ähnliche Stücke sind ausgenommen; denn in Humboldts praktischer, individueller Sprachwissenschaft ist Form, da ist Klarheit, da ist Genie.

Wir gehen jetzt zu Humboldts Sprachwissenschaft über, nachdem wir im Obigen gesehen haben, wie er von doppelter Seite her zu ihr gelangt ist, und wie sich überhaupt in ihm zwei sich widersprechende Seiten geltend machen. Diese in seiner Sprachforschung zu verfolgen, wird also unsere Aufgabe sein.

Wir fragen zunächst, wie kommt Humboldt zur Classification der Sprachen überhaupt? wie denkt er sich ihr Verhältnifs zur ganzen Sprachwissenschaft? welches wissenschaftliche Bedürfnifs soll sie befriedigen? Solche Fragen konnten wir bei den bisher dargelegten Classificationen gar nicht aufwerfen, da diese blos gelegentliche Bemerkungen sind. Das ist sogleich ein bedeutender Unterschied zwischen Humboldt und seinen Zeitgenossen.

Durch die praktische Betrachtung der einzelnen Sprachen hatte Humboldts genialer Blick gefunden, dafs jede eine ganz eigenthümliche, die Eigenthümlichkeit des sie redenden Volkes getreu abspiegelnde Form habe: „Jede (!) Sprache ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft. Das Geschäft des Sprachforschers ist es, den Schlüssel zu diesen Systemen (plur.!) zu finden.“ (Kawi-Spr. II. S. 220.). — Es trägt aber nicht blos die Sprache das Gepräge des Volksgeistes an sich, sondern sie wirkt auch auf letztere zurück. Humboldt hatte gefunden, dafs „die Bildung der Sprachen eine den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist“ (das. Einleitung S. XLIX.). Diese Thatsache sollte in der Einleitung zur Kawi-Sprache nach ihrem tiefsten Wesen erforscht, theoretisch ergründet, begriffen werden. Es sollte die Ver-

schiedenheit der Einwirkung der verschiedenen Sprachsysteme auf den Geist dargelegt, und dabei gezeigt werden, welches System ihn fördere, welches hemme. Dazu war es unbedingt nöthig, die Gesammtheit der Sprachsysteme so zu ordnen, dafs aus der Stellung jeder Sprache ihr Wesen sogleich bestimmt hervortrat, d. h. eine Classification der Sprachen war nöthig. So aufgefafst mufs diese zugleich als die höchste Aufgabe und nothwendige Spitze der Sprachwissenschaft gelten.

Es wäre also nach Humboldt die Aufgabe der Classification der Sprachen so zu bestimmen: sie habe die Verschiedenheit des sprachlichen Ausdruckes des Menschengeschlechts nach ihren wesentlichsten Merkmalen oder Eigenschaften darzustellen oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht“ (S. LV.), und danach unter den Sprachen „Unterschiede festzustellen, welche für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit sind“ (S. CCIII.). Um nun erstlich das Feld der Sprachverschiedenheit zu ermessen, müfste gezeigt werden, wo, d. h. in welchem Momente der Sprache, die Verschiedenheit liegt? wie sie möglich und nothwendig wird? und wie grofs sie sein kann? Um dann weiter den Einflufs der Sprache auf den Geist ermessen zu können, aber auch schon vorzüglich um die erstern Fragen zu beantworten, ist es unerläfslich zunächst auf das Wesen der Sprache einzugehen und 1) ihren Zusammenhang mit dem Geiste überhaupt zu erkennen; 2) besonders das Verhältnifs der Sprache zum Denken und das der grammatischen Formen zu den logischen Formen des Denkens zu bestimmen. Dann ist 3) nach dem Verhältnisse der einzelnen Sprache zu den allgemeinen Forderungen der Sprache überhaupt und zum allgemeinen Sprachwesen die Frage. So erst kann 4) die Sprachverschiedenheit in ihren Formen dargelegt, eine Classification gegeben werden.

Wie verhalten sich Sprache und Geist überhaupt zu einander?

Sogleich beim Beginn, wo Humboldt erst seine Aufgabe ausspricht, tritt der oben dargelegte Widerspruch hervor und zeigt sich in den Theilen desselben Satzes: „die Sprache ist das Organ des innern Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur innern Erkenntnifs und zur Aeufserung gelangt" (S. XVIII.). Die Theorie begreift, die Sprache ist das Organ des Geistes, sein Aeufserungsmittel; die unmittelbare Anschauung hat aber die wirkliche Identität von Sprache und Geist gefunden. Humboldts Reflexion kann die Einheit der Gegensätze nie begreifen. Wird ihr diese Aufgabe von der Praxis oder der Anschauung gestellt, so kann sie diese Einheit nur als ein Berühren und „Zusammenkommen," als ein „Verschmelzen" der immer geschiedenen Seiten oder Glieder des Gegensatzes auffassen. Sie stellt sich den Gegensatz unter dem Bilde divergirender Linien vor und versteht unter der Einheit nur den Berührungspunkt derselben. Dieser liegt in einer jenseitigen Welt, und vollständig dringt der Mensch nie bis zu ihm vor. Die Divergenz wird fortwährend geringer, aber schwindet nie. Das Denken der Identität kommt daher nie wahrhaft zu Stande.

Alle bisher berührten Schwächen Humboldts zeigen sich am auffallendsten gerade bei der Besprechung des Punktes, der uns jetzt beschäftigt, nämlich des Verhältnisses zwischen Sprache und Geist. Es kommt hier vorzüglich die Stelle S. LIII. in Betracht, welche dem Verständnisse alle möglichen Hindernisse darbietet, vorzüglich aber durch den Mangel bestimmter Termini unklar wird. Wir erinnern zunächst daran, dafs Humboldt den Geist als das Sein von seinen Thätigkeiten, dem Wirken, scheidet. Er sagt zwar (S. CVII.): „Das geistige Vermögen hat sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt" — so lehrt seine geniale Anschauung. Aber in seiner Abstraction

wird die geistige Thätigkeit, sobald sie die Bestimmtheit einer einzelnen Richtung erhält, durch dieselbe gänzlich vereinzelt und vom Gesammtquell, aus dem sie fliefst, losgerissen, oder die Flamme verläfst bei ihrer bestimmten Richtung den geistiden Heerd. So ist auch die Sprache für den Verstand eine dem Geiste gegenüberstehende einzelne Thätigkeit. So sicher die Einheit vom Genie angeschaut wird, so wenig kann der Verstand dieselbe begreifen; er mufs sie läugnen. Die vom Verstande nicht begriffene Einheit wird nun eine vom Genie geforderte; sie wird aber, da die Forderung nicht erfüllt wird, in eine jenseitige Welt verlegt. Es haben aber ferner nicht blos die einzelnen Thätigkeiten und Erscheinungen des Geistes ihre Eigenschaften, sondern auch das ursprüngliche geistige Sein (S. 18.) selbst hat seine bestimmte Beschaffenheit, und diese ist „der Charakter", „die Geisteseigenthümlichkeit", „die Vorstellungsweise und Sinnesart". Unter Geist versteht Humboldt bald jenes geistige Sein, bald dessen Charakter, bald auch blos Denken. Die Einheit der Sprache mit dem Geiste wird aber nach allen verschiedenen Bedeutungen des letztern ausgesprochen. So enthält nun auch wieder, ohne dafs sich Humboldt über alles dieses mit sich selbst verständigt hätte, das Wort Einheit verschiedene Bedeutungen, indem es bald Identität, bald Verwandtschaft und Uebereinstimmung, bald Unzertrennlichkeit ist. Durch die Vermischungen dieser Vorstellungen entsteht oft eine Unklarheit, die nur durch Annahme einer augenblicklichen Verwirrung der Begriffe in Humboldts Denken erklärt werden kann. An solcher Unklarheit leidet ganz vorzüglich S. LIII. (und S. XVII. XVIII.), und es wird schwerlich möglich sein, diese Stelle mit Sicherheit zu erklären. Nur kann nach Humboldts eigenen Verweisungen nicht bezweifelt werden, dafs Folgendes hat gesagt werden sollen (S. XLVIII.): „Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkürlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die

intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker eben so wohl ihre Wirkung“ (als ihre Ursache) „nennen. Die Wahrheit ist, daſs beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths (Seins) hervorgehen.“ Hiermit wird aber eben nur Humboldts geniale Anschauung vom Wesen der Sprache, wie der Verstand dieselbe nach ihrer in sich entgegengesetzten Natur auffaſst, ausgesprochen, und der Ursprung der Sprache in ein Jenseits gelegt. Dasselbe (vergl. auch S. XXI.) geschieht in schärferer Weise mit folgenden Worten: „Die Sprache ist überall Vermittlerin, erst zwischen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwischen einem und dem andern Individuum; zugleich und durch denselben Act macht sie ihre Vereinigung möglich und entsteht aus derselben; nie liegt ihr ganzes Wesen in einem Einzelnen, sondern muſs immer zugleich aus dem andern errathen oder erahndet werden“ (d. h. da der Sprechende wissen muſs, wie er zu sprechen hat, um vom Hörenden verstanden zu werden, muſs er letztern verstehen und die Ausdrücke von ihm, aus seinem Sinne, aus seiner Sprache, entnehmen. Sprechen ist also als solches und an sich selbst verstehen); „sie läſst sich aber auch nicht aus beiden erklären, sondern ist, wie überall dasjenige, bei dem wahre Vermittlung Statt findet, etwas Eigenes, Unbegreifliches... Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation und aus dem Lallen jedes Kindes hervor“ (Ankündigung u. s. w.). Hiermit hatte sich Humboldt den Weg, das Wesen der Sprache zu begreifen, ihr Verhältniſs zum Geiste allseitig zu bestimmen, völlig versperrt. Dem Verstande, der nur die zu vermittelnden Gegensätze sieht, erscheint die Vermittlung — „die Sprache ist überall Vermittlerin“ — als etwas Fremdes, Eigenes. So wird ihm die Sprache zur causa sui, zur Substanz, zu einem Unmittelbaren, also „Unbegreiflichen“. So zeigt sich nun S. LIII. ein wahrhaft angstvolles Ringen des Genies mit den Schranken des Verstandes und ein Herüber und Hinüber, bis endlich doch die geniale Praxis ihren Inhalt rettet,

wenn auch vom falschen Lichte der verständigen Reflexion etwas fremdartig beleuchtet, und die Forderung hinstellt (S. LIV.): „Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur“ (nur! d. h. obgleich ich die Einheit der Sprache und des Geistes „unerklärlich verborgen“ genannt habe), „bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten“ (wenigstens für uns, meint Humboldt, letzten) „hinauzufsteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dafs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.“

Die Schranken sind übersprungen, nicht gestürzt — es ist nichts begriffen, und Humboldts Genie spricht nur in einem categorischen Imperativ, der von der Reflexion verleugnet werden mufs.

Wir könnten hier noch mancherlei Stellen anführen, in denen Humboldt die Einheit der Sprache und des Geistes ausspricht. Sie stimmen alle darin überein, dafs die Einheit nur gewaltsam gegen die Angriffe des Verstandes festgehalten und unbegreiflich genannt wird.

Nachdem wir gesehen haben, dafs Humboldt den Zusammenhang zwischen Geist und Sprache nicht begreifen kann, fragen wir, wie er das Verhältnifs der Sprache zum Denken erfafst hat. Hierüber heifst es (LXVI.): „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermafsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äufserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins (!) und unzertrennlich“ (! also doch zwei!) „von einander. Sie ist aber auch in sich“ (nicht blos der Aeufserung wegen) „an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Ver-

bindung mit dem Sprachlaute einzugehen". „Genauer in den Zusammenhang (Einheit?) des Denkens mit der Sprache" wird bald darauf (S. LXVIII.) eingegangen: „Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object... Die Thätigkeit der Sinne mufs sich mit der innern Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reifst sich die Vorstellung los, wird, indem sie sich in der Sprache Bahn durch die Lippen bricht, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object" (als Wort) „und kehrt als solches aufs neue wahrgenommen in jene" d. h. „zum eigenen Ohre zurück."

Wenn wir nun näher auf diesen Punkt eingehen und nach dem Verhältnifs der Sprachformen zu den Denkformen fragen, so haben wir die innere Sprachform in Betracht zu ziehen. Dieser Begriff ist der wichtigste in der Sprachwissenschaft und ist ein genialer Fund Humboldts. Er wird auch theoretisch ausführlich besprochen §. 11. S. CVII. — CXVII., aber trotzdem weder in sich noch im Verhältnifs zu den Formen des Denkens in genügender Schärfe bestimmt.

Die innere Sprachform, wird gelehrt, ist der Inbegriff „der auf die Sprache Bezug habenden Ideen" (?). „Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller Theil macht eigentlich die Sprache aus." Die gröfsere oder geringere Eignung der Sprache zum Ideenausdrucke hängt von ihrer innern Form ab, „von der Uebereinstimmung und dem Zusammenwirken, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts anderes, als die Bahnen, in welchen sich die geistige Thätigkeit in der Spracherzeugung (?) bewegt, oder in einem andern Gleichnifs, als die Formen (?), in welchen diese die Laute ausprägt". (S. CVII.) Die innere Form ist der Zweck des Sprachlautes, „der Ge-

brauch (?), zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient" (das.).

Alle diese Bestimmungen der innern Sprachform sind viel zu weit. Wie viel Ideen haben „auf die Sprache Bezug", ohne zur innern Sprachform gerechnet werden zu können! Die Bahnen des Geistes in „der Spracherzeugung" betreffen auch die Lautbehandlung, also die äufsere Sprachform. „Der Gebrauch endlich zu welchem sich der Geist der Lautform bedient," umfafst alles Aussprechbare. Bei solchen Bestimmungen der innern Form war es unmöglich, das Verhältnifs derselben zu den Vorstellungen und ihren Kategorien, zu dem was die Sprache bedeutet, zum Rede-Inhalt anzugeben. Auf letzteres aber kam es vorzüglich an. Vielleicht holt Humboldt das Versäumte bei den nähern Bestimmungen der innern Form nach.

Es kommen zwei Punkte in Betracht: die Vorstellung und die Kategorie, in welche sie versetzt wird. Letztere geht uns besonders an; sie ist Gegenstand der Grammatik, und Humboldt lehrt nun in Betreff ihrer (S. CXII.): „Die allgemeinen an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen" (d. h. die Bezeichnung eines Wortes als eines bestimmten Redetheils, als Nomen, Verbum) „und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröfstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe." — „Gröfstentheils", also doch nicht ganz, ist von der Praxis eingeschoben.*) Wie unbestimmt ferner ist der Ausdruck „beruht"! — S. CXCVI. lesen wir: „Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen

*) Vergl. z B. (Abh. über Ortsadverbia): »Bisweilen werden gar nicht durch die allgemeinen Sprachgesetze geforderte Ansichten in den Sprachen so fest und herrschend, dafs sie zuletzt einen wesentlichen Theil ihrer Fügungsgesetze ausmachen.« Dies ist der blofse Einspruch der Praxis gegen die Theorie. Aber wie ist dergleichen möglich? das hätte die Theorie zu zeigen gehabt.

mit denselben." Was heifst aber „Gesetze des Denkens durch Sprache?" sind das andere Gesetze als die des Denkens schlechthin? S. LXV. heifst es: „Der Gebrauch" (also die innere Sprachform) „gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen". Was sind das aber für Forderungen? wie kommt das Denken zu denselben? wie thut ihnen die Sprache Genüge? wie entspringen die grammatischen Kategorien aus den logischen? Wenn in allen diesen Stellen die Formen der Sprache als verschieden von denen des Denkens angesehen werden, so heifst es dagegen S. XCVII.: „Die allgemeinen Beziehungen gehören gröfstentheils den Formen des Denkens selbst an"; also sind die Denkformen gerade dieselben wie die innern Sprachformen und führen letztern Namen nur, insofern sie in äufseren Lautformen ausgeprägt sind. Danach wären auch die vorigen Stellen (besonders S. CXCVI.) so aufzufassen, als sei die grammatische Formung nur die Ausprägung der Denkformen in Lautformen, wodurch die Denkformen innere Sprachformen werden.

Demnach ist also von Humboldt das Verhältnifs der grammatischen Formen zu den logischen nur unklar und damit überhaupt das Verhältnifs zwischen Sprechen und Denken nicht genügend bestimmt. Darum kann er auch das Wesen, den Umfang und den Werth der Verschiedenheit der Sprachen nicht erkennen. Eben darum aber auch und weil ihm überhaupt die Entstehungsweise der sprachlichen Formen, ihr schöpferischer Trieb, das was dieselben erzeugt, unklar geblieben ist, fehlt ihm der Mafsstab um das Verhältnifs der Grammatik der einen Sprache zu der der andern wie zum allgemeinen Wesen der Sprache überhaupt messen zu können. In dieser Rücksicht zeigen sich bei Humboldt die auffallendsten Widersprüche. Die Verschiedenheit der Lautform ist, obgleich nicht ohne Einflufs auf die innere Form, doch an und für sich, wie sie jetzt vorliegt, etwas gleichgültiges, und wäre die Verschiedenheit der Sprachen auf sie be-

schränkt, so wäre sie ohne alle Bedeutung. Soll sie wesentlich sein, auf die Denkweise des Volkes Einflufs üben, so mufs sie auch und ganz vorzüglich auf die innere Sprachform sich erstrecken; und so fragen wir nun Humboldt, wie verhält es sich mit der Verschiedenheit der innern Sprachform? Sie kann, sagt Humboldts Theorie S. CVIII., nur gering sein; aber sie ist, sagt die Praxis, bedeutend; S. CXIII. sagt jene, sie sei gering, ebenso S. CCCXIV., sie sei gering; diese aber, sie sei bedeutend; auf der folgenden S. derselbe Widerspruch.

Wenn aber ferner die sprachlichen Kategorien, wie es oben hiefs, auf den logischen beruhen, aus ihnen entspringen, dieselben sind wie sie, wie ist dann auf diesem Gebiete der Sprache überhaupt nur irgend welche Verschiedenheit möglich, da die Denkformen überall dieselben sein müssen? Hierauf antwortet Humboldt (S. CXCVI.): „Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz mufs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein" (d. h. blos, in jeder Sprache müsse in irgend einer Weise die innere Form sein); „der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystems treffen." Aber in wie fern könnte sich denn ein Mangel zeigen? wie gestalten sich die Gradunterschiede? wonach sind sie zu messen? Antwort S. CXII.: „Die allgemeinen Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröfstentheils (!) auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besondern Sprache hervorgehende vergleichen läfst, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige (NB.!) Absonderung des zu Bezeichnenden und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte

Bezeichnung*) selbst." Wie wichtig mufste es also für die Beurtheilung der Verschiedenheit der Sprachen sein, jenes allgemeine „übersehbare System" aufzustellen, um daran jedes besondere zu messen. Nichts desto weniger hat Humboldt dies nie versucht. Es ist aber nicht blos „die Vollständigkeit," sondern auch die „richtige Absonderung" des zu Bezeichnenden zu beachten. Es ist also auch eine falsche Absonderung und Vermischung möglich. Ist denn aber richtig und falsch, Absonderung und Vermischung blos dem „Grade" nach verschieden, nicht dem Wesen? — Betrachten wir noch eine andere Stelle (S. XCVII.): „Die allgemeinen Beziehungen gehören gröfstentheils den Formen des Denkens selbst an und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Principe ableiten lassen, geschlossene Systeme." Woher dieser Plural „Systeme"? Es gibt doch nicht mehrere Denksysteme? doch nur ein ursprüngliches Princip? Andererseits aber die Vielheit zugestanden, zeigt sich in ihr blofser Gradunterschied? gröfsere oder geringere „Vollständigkeit"? O nein! Es sind „geschlossene Systeme", von denen sich jedes aus einem verschiedenen „ursprünglichen Principe ableiten" läfst. Also kein Gradunterschied, sondern eine principielle Verschiedenheit. Die Systeme der Sprachen sind jedes für sich in sich „geschlossen"; darum ist gar keine graduelle Vergleichung möglich. Eben so heifst es (S. LXII.): „In jeder Sprache liegt eine geistige Einheit"; (S. CCI.): „Jene Einheit aber kann nur die eines ausschliefslich vorwaltenden Princips sein". Wie kann also Humboldt trotz alle dem immer nur von Gradunterschieden reden? Die Antwort hierauf liegt in der andern Frage: wie kann er vielmehr von verschiedenen geschlossenen Sprachsystemen reden? Letztere hat er in seiner Erfahrung gefunden (s. S. 23.), seine Theorie aber konnte

*) »Ideell gewählte Bezeichnung«! hätte nur Humboldt diese von seiner genialen Anschauung dictirten Worte festhalten und begreifen können! Darum bleiben sie im Verlaufe der Untersuchung unberücksichtigt.

dieselbe nicht gelten lassen wegen der mangelhaften Einsicht in das Verhältnifs der Sprachformen zu den Denkformen. So verfälscht sie das Ergebnifs der Erfahrung und wandelt principielle Unterschiede in graduelle.

Hiermit sind wir nun aber schon in die Betrachtung des dritten Punktes gerathen, das Verhältnifs der einzelnen Sprachen unter einander und zu dem allgemeinen Sprachwesen.

Humboldt sieht die verschiedenen Sprachen als ebenso viele verschiedene „Versuche" oder „Beiträge" zur Ausfüllung des sprachlichen Bedürfnisses der Menschheit an, und bestimmt demnach als „das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten aber einfachsten Auflösung: dem Streben der allgemeinen menschlichen Geisteskraft, der Idee der Sprachvollendung" (d. h. der vollständigen Befriedigung des Bedürfnisses nach Sprache) „Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen, nachzugehen und dasselbe darzustellen" (S. XXVI.). Hiermit sind wir auch über das Wesen der Verschiedenheit der Sprachen belehrt. Die Geisteskraft „ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als in verschiedenen Epochen, dem Grade (!) und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden" (S. L.) und diese Verschiedenheit wird in ihren Sprachen sichtbar. Verfolgt man nun die Reihe der Sprachen, so läfst sich theilweise wohl ein „stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken" (das. u. S. XXVII.); allein es stehen auch Sprachen da, „die durch eine wirkliche Kluft (!) von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen" (d. h. geniale) „durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung" (S. LI.). „Es folgt nun von selbst, dafs, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung (?) wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen (?), kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung

vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskritsprache liefern. Es ließse sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum andern denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus" (und zwar verschieden) „schaffende Princip ihres verschiedenen (!) Organismus. Man wird alsdann jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideell, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten" (S. XXXIII.). Jedoch auch eine solche ideelle Stufenentwickelung wird von Humboldt nirgends aufgestellt. Daran verhinderte ihn die Rücksicht auf die jeder quantitativen Stufenmessung entrückten Individualität der Sprachen; denn die Sprachen sind (s. oben) „dem Grade nach" und „individuell verschieden". Die individuelle Verschiedenheit hätte eine Classification ohne Stufen, eine Vertheilung nach gleichberechtigten Eigenthümlichkeiten erfordert und möglich gemacht. Dies konnte nun hinwiederum deswegen nicht geschehen, weil Humboldt andererseits auch die Rücksicht auf die Stufe nie fahren liefs. Diesen Gegensatz von Stufe und Individualität konnte er aber nicht auflösen, weil er den Begriff Grad, Stufe rein quantitativ auffafste, und so vortrefflich er auch in einzelnen Sätzen das Wesen des Genies, also der genialen Individualität, darstellt, so kommt er doch nie aus den quantitativen Kategorien heraus. Er beachtet es kaum, dafs das Genie — wie er selbst es darstellt — die vorgefundenen Zustände umgestaltet, zu anderm macht; er denkt nur daran, dafs es „den Begriff menschlicher Intellectualität erweitert". Geniale Gestaltungen sind ihm „gesteigerte", das Genie nimmt einen höhern Aufflug und schreitet weiter vor; aber unbeachtet bleibt, dafs bei der Ausdehnung, dem Fort-

schritte, der Erhöhung die „Richtung" und „Bestrebung" selbst verändert ist. Die Chinesische und die Sanskrit-Sprache sind ihm blos zwei weit von einander klaffende Stufen; aber das übersieht er, sie gehören auch ganz verschiedenen Leitern an; denn es sind von verschiedenen Principien geschaffene Organismen. Bewufst oder unbewufst sagt Humboldt (oben): „so entdeckt man das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus", wo das Wort „verschieden" gegen den Zusammenhang verstellt und der Ausdruck abgestumpft ist. Wie wären aber die Organismen verschieden, wären es nicht ihre Principien! Verschiedene Principien aber sind verschiedene Bahnen, die sich wohl immer noch nach der Höhe der Grade mefsen lafsen, aber auch wesentlich, d. h. der Richtung und dem Ziele nach auseinander gehen, und die eben nur darum auf verschiedenen Höhegraden sind, weil ihre verschiedenen Ziele es sind. Humboldt bringt beständig die Begriffe des Grades und der Individualität an einander (z. B. auch S. XVII.: „dem Grade und der Art nach verschiedene Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft); aber sie bleiben immer gegen einander, und jedes läfst die Wirksamkeit des andern rücksichtlich der Classification nicht aufkommen. Der Gegensatz wird zum zerstörenden Widerspruch.

Sowohl das Gefühl als auch der Verstand haben die Einzelheit zum Gegenstande, und indem Humboldt durch beide zur Betrachtung der eigenthümlichen Form der einzelnen Sprachen innerlich getrieben wird, so wirken hier auch in ihm Gefühl und Verstand derartig zusammen, dafs die Dunkelheit des erstern durch letztern erhellt und so durch beide ein wundervoll zarter Takt für die Auffassung der feinsten Charakterzüge hervorgebracht wird. Aber Humboldt bleibt bei der Mannigfaltigkeit der individuellen Formen stehen, ohne ihre Einheit, ihre wahrhafte Allgemeinheit zu erkennen. Er kann sie nur in das quantitative Verhältnifs der Grade versetzen. Die Individualität ist freilich jeder quantitativen Messung so fremd, dafs auch

Humboldt in dem letzten Theile der Einleitung, wo er aus seiner umfassenden, tiefschauenden Praxis heraus spricht, die Frage (S. CCCXLIII.): „ob es nicht in der Sprachbildung stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte?“ verneinend beantwortet. Um so auffallender scheint es, dafs gerade die bejahende Beantwortung dieser Frage, die Darstellung jener Erhebung, im ersten Theile der Einleitung (besonders S. XXVI.) als Aufgabe der Sprachwissenschaft dargestellt wird. Hier spricht die Theorie. Warum kann sich diese im Widerspruche zur Praxis doch nie von der Vorstellung der Grade losmachen?

Die allgemeinste Form aller Reflexionsverhältnisse ist die eines Dies- und Jenseitigen. Oben haben wir gezeigt, wie Humboldt in ihnen stehen geblieben ist. Das Allgemeine bleibt bei Humboldt immer ein Jenseitiges. Gerade das wahrhafte Wesen wird auf die andere nicht zu erreichende Seite gesetzt. Die Beziehung auf dasselbe wird also ein Streben; das Jenseitige wird zum Ziel. Hiermit aber sind wir auch schon in das Gebiet der Quantität getreten. Nähe und Ferne, Höhe und Tiefe sind hier die einzig möglichen Bestimmungen. Die Erkenntnifs der Dinge an sich ist aufgegeben und was von ihnen ausgesagt wird, sind quantitativ bestimmbare Beziehungen. Humboldts Theorie nun kann den Begriff der Individualität nicht einmal ohne jenes Streben, ohne das jenseitige Ziel, also nicht aufserhalb jener Beziehungen denken. „Charakterbildung“ ist (Abh. über das vergleichende Sprachstudium §. 23.) nichts anderes als „Annäherung des Wesens an ein Ideal“. Mag nun auch die Praxis bemerken, dafs „das allgemeine Ideal als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbar“ sei, jede Individualität aber dennoch das Ideal, wenn auch nur „von Einer bestimmten Seite“ darstelle, so dafs sie mit andern zusammen im „geschlossenen Kreise“ die „Totalität“ bilde — die Theorie sieht nur, dafs die Individualität nie Totalität ist und ewig danach strebe, dafs sie ihr also ferner und näher stehe,

und gerade hierin sieht sie das Wesen derselben. Weil die Theorie Humboldts die Einheit des Einzelnen und Allgemeinen nicht erkennt, schrumpft ihr einerseits letzteres, die Totalität selbst, zu etwas besonderm Jenseitigen zusammen und fallen andrerseits die Einzelnen zusammenhangslos aus einander, und sie kann nur erstere jedem der letzteren besonders gegenüberstellen, seine Entfernung von ihr messen, und danach seine Stufe bestimmen. Humboldts Praxis mufs zwar ausdrücklich, sobald die Theorie ausspricht: „In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten“, sogleich die Verwahrung einlegen: „Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege“ (S. XXII.); die Theorie selbst mag glauben, ihre „Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache — der menschlichen Geisteskraft — ausgeht“ (S. XXIV.): es nützt das alles nichts, weil Kraft und Aeufserung, Ursache und Wirkung nicht in ihrer Einheit erfafst werden. Darum wird die Aeufserung das Ziel der Kraft, die Wirkung wird die Forderung, welche man der Ursache stellt, die Ursache ist ein Bedürfnifs, die Kraft ein Streben. „Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun“ — bei obiger Theorie allerdings — „jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so läfst sich wohl annehmen, dafs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis

verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen“ (S. XXVI.).

Der Stachel des Widerspruches läfst Humboldt nie Ruhe. Sogleich, nachdem er den obigen theoretischen Satz ausgesprochen hat, tritt die Praxis hervor, die ihn nicht anerkennt: „Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht (!) als einer Grundlage. Allein es kann und mufs (!) dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läfst.“ Der Widerspruch ist durch die Einschiebung des Wortes „Anregung“ in der Darstellung verwischt und abgestumpft. Das „mufs“ läfst ihn in der That bestehen.

Die drei bisher betrachteten Punkte und der vierte, zu dem wir nun übergehen, müssen sich gegenseitig Licht und Kraft geben. Die Darstellung der hauptsächlichsten Formen der Sprachverschiedenheit mufs zeigen, wie grofs diese sein kann, in welchem Momente der Sprache sie liegt, wie jede Form sich zum Denken verhält; und es mufs in der vorausgegangenen Betrachtung die Möglichkeit, die Nothwendigkeit, das Wesen dieser Verhältnisse im Allgemeinen erkannt sein. Fehlt nun hier Klarheit und Sicherheit, so kann sie sich auch im Folgenden nicht finden.

(§. 14.): „Ehe wir zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhängenden Rede übergehen, mufs ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet... Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammen zu begreifen pflegt“. Diese merkwür-

dig unklare Einleitung, welche es dunkel läfst, ob man es mit einer Eigenschaft oder dreien zu thun hat, darf hier nicht klarer gemacht werden, weil sie auf den ganzen Gang der Untersuchung von Einflufs ist, und also auch diese nur unter Voraussetzung jener Dunkelheit klar wird. Es heifst weiter: „Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus dreht; und wir müssen sie daher so betrachten, dafs wir nach einander untersuchen, aus welcher innern Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äufsert, und wie jene inneren Forderungen durch diese Aeufserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben?" Die Forderungen gehören zur innern Sprachform; die Aeufserung betrifft die Bildungsweise der äufsern Lautform. Jene Eigenschaft durchdringt also das ganze Wesen der Sprache nach ihrer doppelten Seite.

Zuerst die innere Forderung: „Es gesellt sich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigene, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewufstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, dem Denken entspringende und ihre mehr den äufsern Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit". Manches ist hier unklar, doch versteht man im Ganzen, was gemeint ist. Humboldt fährt

fort: „Es gibt daher (?) natürlich Grade, in welchen die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äufserlichen Bezeichnung durchdringt“ (jenem Erfordernisse läfst sich also auch ohne äufserliche Bezeichnung genügen; aber wie?), „kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit (!) an, in welcher sie wirklich (!) zu den ursprünglichen Kategorien des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen.“ Dieser Satz leidet wieder an logischer Unklarheit. Denn worauf kommt es an? auf die Tiefe und Lebendigkeit? oder dafs man wirklich zu den ursprünglichen Kategorien des Denkens hinaufsteigt und nicht falsche Bahnen einschlägt? Erstere sind graduell bestimmbar, und darauf will Humboldt hier hinaus; letzteres erzeugt verschiedene geschlossene Systeme — eine Verschiedenheit, deren Möglichkeit er nicht begreift, deren Gedanke aber im Hintergrunde seines Geistes lebend, sich immer in die Bestimmung jener graduellen Verschiedenheit eindrängt, die Klarheit des Ausdrucks trübt, aber nie alleinherrschend in den hellen Vordergrund treten kann. So, immer im Zwielicht, fährt Humboldt fort: „Denn diese Kategorien bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt.“ Zur oberflächlichen „Vollständigkeit“, die sich nach Zahlen berechnen und graduell bestimmen läfst, gesellt sich sogleich das tiefe, aber unbestimmte Wort „durchstrahlt“, wodurch die ganze Anschauung verändert ist.

Nachdem wir die innere Forderung kennen gelernt haben, fragen wir, wie sie sich in der Lautbehandlung äufsere, und wie ihr diese genüge? (S. CXXXIX.): „Das Wort läfst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch innere Veränderung oder äufsern Zuwachs“. In ersterem Falle „ist die Unterscheidung der Andeutung“ (der grammatischen Beziehungen) „von der Bezeichnung“ (der Vorstellungen ihrem Inhalte nach)

„leicht und unfehlbar". Anders beim äufsern Zuwachs. „Der andeutende Theil des Wortes mufs mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des Bezeichnenden auf eine andere Linie, als dieses, gestellt erscheinen; der ursprünglich bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, mufs in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst mufs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht... eine Umgestaltung der Wörter durch Anbildung" (eigentliche und vorzugsweise Flexion), „und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes" u. s. w.

Nach der Darlegung des Wesens der Flexion fährt er fort (S. CXLVI.): „Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung" (diese war aber S. CXL. streng von der Anbildung geschieden: „in beiden liegt ein entgegengesetztes Princip"; trotzdem fährt er fort): „also beabsichtigte (?), aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion"; (was berechtigt zur Annahme der Absicht auf Flexion, wenn das entgegengesetzte Verfahren, Zusammensetzung, vorliegt? Aber Humboldt begreift nicht, wie die Sprachen eine andere Absicht haben können.) „mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung." (Durch diese bildlichen (S. CXLI.) Ausdrücke wird nichts gewonnen; ja es scheint sogar unpassend, die Zusammensetzung einen mechanischen Vorgang zu nennen!) „Dies nicht immer leicht zu erkennende Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes"

(so dafs er, wie später hervorgeht „den Bau der Laute" nicht bewältigt) „oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben" (so dafs er absichtlich den Bau der Laute vernachlässigt, oder auch, wie oben bemerkt war, in der Absonderung der Kategorien irrte), „deutet aber auf der andern dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorien der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so dafs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammengehörenden Fälle" (unklar! was ist „das Ganze"? wird dabei zugleich über „jeden einzelnen Fall" entschieden, oder könnte dieser im Gegensatze zum Ganzen stehen? was sind „alle zusammengehörenden Fälle"? was ist „Zusammenfassung"? etwa die Mehrzahl?). „Aus der allgemeinen Behandlung dieser" (nämlich aller zusammengehörenden Fälle) „ergibt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des innern Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkeles Stre-

ben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger mifslingt.“ Also das „Dunkele“ und Stumpfe unterscheidet sich von der „Helle und Schärfe des Sprachsinnes“, wie es sogleich weiter heifst, und das „Mifslingen“ vom Gelingen, das „Verfälschte“ von der Wahrheit nur dem Grade nach! Ja sogar die Wirklichkeit und Unwirklichkeit wird nach Graden gemessen!

So viel Schönes Humboldt noch hier und da über die Verschiedenheit der Sprachen und ihren Einflufs auf den Geist sagt, es kann nicht klar werden, weil der Grund von allem dunkel geblieben ist, der Grund, das Wesen der Verschiedenheit. Selbst vorher, wo Humboldt die echte Flexion darstellt, war sie ihm so wenig klar nach der Tiefe ihres Wesens, dafs er auch dort, nachdem er ausdrücklich auf die Verschiedenheit zwischen Zusammensetzung und Anbildung (Flexion) hingewiesen und erklärt hat, dafs diese beiden nicht in eine Classe gehören, trotzdem sagen konnte (S. CXLI.): „Die Anbildung scheidet sich in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung ab“. Hier gibt es also „Gattungen von Sprachen“, und der Ausdruck läfst es sogar dunkel, ob diese nicht flectirend sind, oder blos agglutinirend. Wenn aber auch letztere gemeint sind, ist denn nicht zwischen der graduellen Abscheidung von der Zusammensetzung und der reinen und absoluten Abscheidung von derselben ein absoluter Unterschied?

Wir kehren jetzt, nachdem wir mit der Betrachtung dieses Gegenstandes fertig sind, zum Anfang (des §. 14.) zurück. Wir sahen schon die Aufgabe rücksichtlich „einer Eigenschaft, welche man unter den drei Ausdrücken Isolirung, Flexion und Agglutination zusammen zu begreifen pflegt“, dunkel gestellt, und wir sind auch jetzt noch nicht völlig klar darüber. Wenn die Aufgabe selbst nicht klar ist, so kann es der Plan noch weniger werden. Es sollte zuerst untersucht werden, „aus welcher inneren Forderung“ (der Singular!) „sie“, die drei und doch nur eine Eigenschaft, „in der Seele entspringt...

und wie jene inneren Forderungen" (der Plural!) „erfüllt werden". Diese Mehrheit ist vergessen worden.

Dieses Vergessen, schon aus der Dunkelheit, die über die ganze Untersuchung schwebt erklärlich — die Mehrheit ist nicht eigentlich vergessen, sondern sie ist nicht recht ans Licht getreten, ihre Möglichkeit nicht begriffen — hängt zusammen mit einem andern Fehler. Humboldt sagt (S. CXXXVIII.): „Wir können nur... von den Lauten und ihrer Zergliederung in den innern Sinn eindringen". Wie durfte er also erst nach der innern Forderung und dann nach der Lautbehandlung fragen? Eine dreifach verschiedene Behandlungsweise des Lautes lag ihm vor Augen; welche innere Forderung liegt ihr zu Grunde? das wäre dann die Frage gewesen. Aber gerade weil auf diese Frage die Antwort einzig nur so lauten konnte: eine dreifache innere Forderung, darum durfte er sie nicht stellen: denn er konnte eine Verschiedenheit innerer Forderungen nicht begreifen, weil er das Verhältnifs der innern Sprachform zu den Denkformen nicht begriffen hatte; und das konnte er ja nicht, weil er nicht klar sah, wie sich die Sprache zum Geiste überhaupt verhält.

Wenn die innere Sprachform für identisch mit den allgemeinen Denkformen genommen wird, wie Humboldt das thut, so lassen sich wohl auch rücksichtlich ihrer der Sprachverschiedenheit gewisse Zugeständnisse machen, doch nicht ohne Inconsequenz, und nicht ohne dafs diese sogleich wieder möglichst abgestumpft werden müssen; die wesentliche, principielle Einheit mufs immer festgehalten werden. Diese Theorie kann eine Verschiedenheit des Princips, absolute Verschiedenheit der Sprachen, nicht begreifen. Aber die Praxis hat eine solche gefunden. Sie weifs, dafs es Sprachen mit grammatischen Formen und ohne solche gibt (vergl. Abh. über das Entstehen der grammatischen Formen), und behauptet, dafs „jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, nicht gänzlich ein relativer, ein blos im Mehr oder We-

niger bestehender, sondern wirklich ein absoluter ist" (das.). Diesen Erfahrungssatz hielt Humboldt auch fest. Denn bei seiner Praxis war seine innerste Eigenthümlichkeit betheiligt; die Unzulänglichkeit seiner Theorie fühlte er selbst; ihr zu Liebe konnte er jene, seine eigene Subjectivität, nicht aufopfern. Auch in der Einleitung also sagt er (S. CCII.): „Wir können in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied festhalten, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmäfsiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können": und es ist ihm (S. CCIV.) „unzweifelhaft, dafs die Flexionsmethode ausschliefslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt". Wird dem nun von der Theorie entgegen gehalten (S. XXV.): „es gibt Dinge in den Sprachen, die sich nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Mifsverständnifs geherrscht hat, und noch fortwährend herrscht"; so erwiedert die Praxis (S. CXI.): „Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läfst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder". Die Praxis, welche das Auge fest auf die vorliegende Sprache hält, kann sich auf ein fingirtes Streben nicht einlassen. Eingebildet ist ein solches Streben, das nicht aus seinen Erfolgen sichtbar ist.

Hier zeigt sich nun aber auch der Mangel der Praxis, die ohne Unterstützung von der Theorie bleibt. Was sie unter

Princip versteht, ist — weil sie nicht Begriffe zu bestimmen vermag — so inhaltsleer, dafs sie keine Classification der Sprachen, keine Ordnung derselben nach ihren Arteigenthümlichkeiten, welche sie aufs Tiefste fühlt, aufstellen kann, sondern sich nur des abstracten Unterschiedes von gesetzmäfsigen und ungesetzmäfsigen, vollkommneren und unvollkommneren Sprachen bewufst wird. Obgleich sie gefunden hatte, „dafs in jeder Sprache eine geistige Einheit liege" (S. LXII.), auf der ihre Form (§. 8.) beruht, und obgleich sie weifs (S. CCI.): „Jene Einheit kann nur die eines ausschliefslich vorwaltenden Princips sein", so sagt sie trotzdem (§. 23. Anf.): „die von der durch die rein gesetzmäfsige Notwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen". Mit dergleichen trivialen Zusammenstellungen aber gab sich Humboldt nicht ab. — „Wie verschieden aber auch, heifst es (S. CCX.), die Abweichungen von dem reinen Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist". Hierbei werden sich verschiedene Principien auffinden lassen, und, fährt Humboldt fort: „Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen". In dieser Mischung wird sich selbst wieder ein einheitliches Princip herausstellen und so setzt Humboldt hinzu: „allein in der Regel" (nicht immer?) „wird sich aus der Anwendung der Principien eine noch individuellere Form entwickeln" — und doch keine Classification nach Principien, nach diesen „individuelleren Formen" möglich! Der Fehler lag schon in dem obigen „inwiefern in ihr der Man-

gel etc.“; denn „inwiefern“ heifst wie viel oder wie wenig, es frägt nach dem Grade. Darum hat Humboldt kein Recht von einer „Mischung dieser Principien“ zu reden, da er nur Grade und nicht eine specifisch verschiedene Natur in jenem „Mangel“, in jenem „Streben“ und jenem „Nothbehelf“ erkannt hat; und da er kein Recht hat auf die Annahme von Principien, so werden sie ihm auch nicht zu wahrhaftem geistigen Eigenthum.

Da es überhaupt unmöglich ist, dafs sich ein Mensch rein und ausschliefslich praktisch verhalten könne, so war es nothwendig, dafs sich selbst bei jener Unterscheidung der Praxis in zwei Arten von Sprachen die Theorie einmischte. Schon in dem oben (S. 45.) angeführten Satze (aus der Abh. üb. d. Entst. d. gr. Formen): „jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, ist nicht gänzlich (!) ein relativer... sondern wirklich ein absoluter“ wird die Relation selbst durch den Ausdruck „nicht gänzlich“ in Relation gesetzt, wie wir schon oben (S. 43.) das „Wirklich“ in Relation gesehen haben, so dafs diese sich nun natülich hier auch auf das Absolute erstreckt. Ferner verrathen ja auch die Namen „vollkommnere und unvollkommnere“ Sprachen die Rücksicht auf die Stufen, wie sie Humboldts Theorie kennt. So wie die Praxis ihren Kreis, die empirischen Einzelheiten, verläfst, so verfällt sie unausweichlich den Schwächen der Theorie. (S. CCI.): „Nähert sich das Princip einer Sprache dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung erlaubt u. s. w.“ Die Erfahrung an sich kennt nur individuelle Principien, kein allgemeines sprachbildendes Princip, und entlehnte sie dieses von der Theorie, so war auch das quantitative Verhältnifs zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen zugleich mit entlehnt, so gab es eine Nähe und eine Ferne des Letztern zu und von dem Erstern. Um nun nicht, was nothwendig erfolgen mufste, in die ganze Stufenleiter von gröfserer oder geringerer Nähe und

Ferne zu verfallen, um ihren eigenen Gehalt gegen die Schlingen der Theorie, in welchen die Praxis schon verstrickt war, zu retten, konnte sie eben nur mit aller Gewaltsamkeit die Stricke zerreifsen, indem sie trotz jener relativen Unterschiede der Nähe und Ferne und mitten in sie hinein den absoluten Unterschied hinstellte.

Umsonst! und Gewalt wider Gewalt!

Wir haben gesehen, wie Humboldt durch theoretische Irrthümer jeder Art nur zu Gradunterschieden der Sprachen gelangt ist. Nur in gewaltsamer Weise konnte die Praxis der Theorie den principiellen, absoluten Unterschied der Sprachen abringen; darum widerfährt ihr nur ihr Recht, wenn jetzt wiederum dieser Unterschied gewaltsam vernichtet wird. Humboldt nämlich will etwas thun, was, sagt er, (S. CCCXVII.): „wie ich mir schmeichele, dazu beitragen wird, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die anderen eben dadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern.“ Aber — um der Wissenschaft willen! — was geht das den Forscher nach Wahrheit an, ob einer seiner gefundenen Sätze diesen und jenen „befremdet“? Die Sache aber liegt so: nicht sowohl weil es Andere befremden mufste, sondern zumeist weil es ihn selbst, Humboldt, befremdete, sich von Sprachen mit reinem und unreinem Principe reden zu hören, will er einlenken. Es mufste ihn aber befremden; denn er hatte kein Recht dazu. Denn in der Theorie hatte er nur Gradverschiedenheit aufgefunden; aus der Praxis aber hatte er jenen absoluten Gegensatz kennen gelernt, und nun soll diese zu jener gehen, sich vor ihr demüthigen, sich von ihr durch Folter den Widerruf erpressen lassen. Ist das nicht Folter, wenn die Praxis, was sie aus ihrer lebendigen, concreten Erfahrung kennen gelernt hat, jene vier Sprachformen: die Flexion, die Isolirung, die Agglutination und die Einverlei-

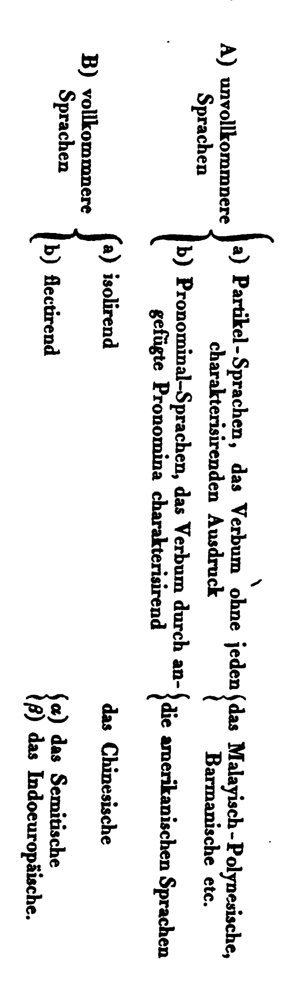
bung, für abstract ausgeben soll? wie ihr die abstracte Theorie Humboldts (das.) zumuthet. Letztere will nicht, dafs gewisse Sprachen, gewisse Volksgeister für absolut bevorzugt gelten sollen. Die Flexion wäre aber ein absoluter Vorzug; und so erklärt denn die Theorie, dafs derselbe in seiner Reinheit keiner Sprache gehöre; keine Sprache habe vollkommene Flexion; die sanskritischen Sprachen näherten sich ihr nur am meisten; in den wirklichen Sprachen, den concreten Formen, lägen mehrere jener abstracten Formen vereinigt, so dafs alle Sprachen Theil haben an der Seligkeit und an der Hölle, die eine mehr an jener, die andere mehr an dieser; aber — sie sind alle Sünder! Das Gewissen der Theorie aber ist bei dieser Inquisition und Tortur schlecht, und darum ihre Sprache unsicher und stockend: „Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich" — was heifst das? — „und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist?" Kommen wir also doch endlich immer wieder auf ein Princip zurück, das wahr und falsch sein kann? Die Praxis fühlt, dafs ihre inquisitorische Gegnerinn ein schlechtes Gewissen hat, und dafs das ihrige gut ist, und darum sagt sie zuletzt trotz alle dem (S. CCCXX.): „Von welcher Seite der Betrachtung ich ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäfsiger und einer von jener reinen Gesetzmäfsigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach wird dadurch blos eine unläugbare Thatsache" (versteht sich blos eine Thatsache, welche die Theorie nicht begründen konnte) „ausgedrückt" — und sie bewegt sich doch!

Zu einer weitern Classification aber kann unter solchen Verhältnissen die Praxis nicht gelangen. Sie kann durchaus nicht anders als zugestehen, dafs (S. CCCXLV.) „alle Völker

bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz haben. Alle wollen das Richtige, Naturgemäſse und daher Höchste." Das muſs sich die Praxis von der Theorie vorreden lassen; denn wenn sie auch nur weiſs was vorliegt, und nicht was die Völker wollen, so kann sie doch die Theorie nicht widerlegen und es „befremdet" sie nur, so oft nicht das „Richtige, Naturgemäſse" zu finden. Sie muſs also der Theorie glauben, daſs die Sprache wegen einer „nicht in ihr selbst (!?) liegenden Schranke nur nicht überall das gleiche Ziel erreiche. Die Nothwendigkeit aber demungeachtet, immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung." Die Sprache „enthält daher immer, insofern sie vom gesetzmäſsigen Baue abweicht, zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil. In dem negativen lieſse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen" (hier behauptet die Praxis ihr Recht). „Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäſsigen Bau zugleich vorhanden ist" (mit diesem Grunde will sich die Theorie entschuldigen; die Praxis frägt nicht nach ihm; aber wir kennen auch schon die Schwäche desselben) „muſs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen." Dies Alles läſst „folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln" (S. CCCXLVI.).

„Dennoch" (S. CCCXLVII.) — jetzt tritt die unbefangene Praxis auf und theilt mit, was sie gefunden hat, unbekümmert um das schwankende Reden der Theorie — „dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistes-

richtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen" — „Classen", keine Stufen findet die Praxis; aber „scheinen," so zaghaft! — Hierauf folgt die Darstellung einer bisher noch nicht beachteten Classification, welche wir hier mit Berücksichtigung weniger anderer hierher gehöriger Stellen folgendermaſsen schematisiren:



Der Gegensatz von Philosophie und Empirie oder Geschichte herrscht auch in der Sprachwissenschaft. Wir haben schon am Anfange dieser Abhandlung erwähnt, dafs die philosophische Grammatik nicht einmal an eine Eintheilung der Sprachen denken konnte, weil gar nicht die einzelnen, geschichtlich gegebenen Sprachen Gegenstand ihrer Betrachtung waren, sondern nur die eine absolute Sprachform, die substantielle Einheit aller Sprachen; jene sind ihr vor dieser verschwunden. So bezeichnet sich ihr Standpunkt durch die Kategorie der Substanz. Die besondern Sprachen sind die unwesentlichen Accidenzen jener substantiellen Form. Diese, sagt man, umfasse die allgemeinen Gesetze der Gattung, welche in den individuellen Sprachen zur Darstellung kommen. Was sind aber diese Gesetze anderes als die Substanz der Sprache, vor der alle Individuen nichts sind? als der Abgrund aller Sprachen?

Widerlegt aber ist die philosophische Grammatik von der historischen so wenig, dafs sie vielmehr von ihr bestätigt, gefordert wird. „Denn was ist es anderes, als die Anerkennung jener substantiellen Einheit, wenn die Grammatik in fast allen Sprachen gleiche Wortformen, Kasus, Modus, Präpositionen, Konjunktionen u. s. w. mit denselben Namen unterschieden hat? Nicht die Gleichheit der Formen, sondern die Gleichheit der Bedeutung sprach sie damit aus" (Becker). Oder wenn Adelung sagt: „Der Verschiedenheit und der grofsen Menge der Sprachen, die es gibt und je gegeben hat, ungeachtet ist sich die grammatische Einrichtung so ähnlich, dafs man sehr bald überzeugt wird, sie ist nichts weniger als willkürlich, sondern in der allen, selbst den ungebildetsten Menschen eingepflanzten eigenthümlichen Art, die Dinge anzusehen, gegründet" — ist damit nicht die Aufgabe gegeben, jene in allen Sprachen ähnliche grammatische Einrichtung aus der allen Menschen eingepflanzten Art die Dinge anzusehen, zu begründen und abzuleiten? und will die philosophische Grammatik etwas anderes? Oder wenn Bopp die Verschiedenheit der Sprachen in den

Mitteln die grammatischen Formen zu bilden, und Pott mit Anderen dieselbe in der Weise des Verhältnisses, wie die Formwurzeln zu den Stoffwurzeln gefügt werden, finden — ist damit nicht gegeben, dafs die Mittel und die Erscheinung der Formen verschieden, ihr Zweck, ihre Bedeutung überall gleich sei? Dürfen sich also jene Männer darüber beklagen, dafs Philosophen diesen in allen Sprachen gleichen Zweck, diese gleiche Bedeutung mit Hülfe blos der Muttersprache durch die Betrachtung der Natur des menschlichen Denkens suchten, fanden und darstellten? Ja selbst Humboldt, erkennt er nicht ein „allgemeines sprachbildendes Princip" (S. CCI.), ein allgemeines „System der grammatischen Beziehungen" (S. CXII.), eine „vollkommene Sprachform" (S. CCCXVII.) an, nach der die Grade der Vollkommenheit der einzelnen Sprachen zu messen sind? und da keine wirkliche Sprache mit jener ganz übereinstimmt, kann sie wo anders hergenommen werden als aus dem menschlichen Geiste? Gesteht er nicht zu, dafs die innere Sprachform nur die Form des Denkens und Anschauens sei? und wenn auch diese allgemeine Form in den Sprachen mehr und weniger abgeändert wird, ist es nicht um so nöthiger jenes allgemeine Sprachsystem, „mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen lasse" (S. CXII.), aufzufinden? —

Ihr Herren Philosophen aber, die ihr in eurer „allgemeinen Sprachlehre" zeigen wollt, „durch welche Vorgänge und in welchen Verhältnissen der von der Natur des Menschen geforderte Ausdruck der Gedanken in Lauten im Allgemeinen zu Stande kömmt", und die ihr eben damit den Historikern überliefset zu zeigen in der „besonderen Sprachlehre, wie sich diese Vorgänge und Verhältnisse, bedingt durch die Eigenthümlichkeiten eines besondern Volkes, darstellen" — wie konntet ihr die „grammatische Lehre", welche euch „zunächst aus der Muttersprache erwachsen" ist, also aus einer besondern, für die allgemeine ausgeben? Fürchtetet ihr

nicht, eine Eigenthümlichkeit jener für allgemein gelten zu lassen, und ein allgemeines Gesetz, welches in ihr nicht oder nur verdunkelt erscheint, zu übersehen? Mufstet ihr euch nicht erst von den besondern Sprachen sehr genau unterrichten, ehe ihr das Allgemeine darstellen konntet? Wenn nun jene „Vorgänge und Verhältnisse“ „durch die Eigenthümlichkeiten eines besondern Volkes“ gänzlich und wesentlich verändert würden? Wenn sich etwas anders „darstellt“, ist hiervon nicht der Grund der, dafs es seinem Wesen nach etwas anderes ist? oder meint ihr „sich darstellen“ sei nur ein Kleid anlegen?

Wenn es also auch richtig ist, dafs philosophische und historische Grammatik einen absoluten Gegensatz bilden, indem jene die allgemeine Substanz, diese die besondern Accidenzen darstellt, jene die Einheit, diese die Mannigfaltigkeit auffafst; so ist es doch auch ebenso wahr, oder so ist es eben darum auch wahr, dafs beide dieselben Voraussetzungen haben, und man hat sie als die sich gegenseitig nothwendigen Momente eines bestimmten Gegensatzes zu erkennen. Beide aber sind einseitig, abstract; die Substanz ohne Accidenzen, die Einheit ohne Mannigfaltigkeit ist ein Nichts, ist ohne Wesen; letztere ohne erstere aber ist ebenso ohne Wesen. Die philosophische Grammatik hat ihren eigentlichen Inhalt in der historischen; und diese hat ihr Wesen in jener. Darum können sie sich nicht widerlegen. Wenn die eine die andere widerlegt hätte, so hätte sie sich selbst, ihr eigenes Wesen vernichtet (vergl. Hallische Monatsschrift, März 1850).

Als Humboldt durch seine unübertreffliche Feinheit und Zartheit in der Auffassung von Eigenthümlichkeiten bei seiner praktischen Erforschung der einzelnen Sprachen fand, dafs diese Besonderheiten der Völker so mächtig seien, um der theoretisch vorausgesetzten allgemeinen Sprachform nach jeder Seite hin zu widersprechen: da war freilich der ganze Boden der bisherigen Sprachwissenschaft erschüttert — versunken. Er hatte die allgemeine Sprachlehre widerlegt und damit auch die be-

sondere. Aber diese Widerlegung war von Humboldt nur erst gefunden, nicht begriffen. Beide Sprachlehren lagen unmittelbar vor seinem Blicke als gleich falsch; aber er sah nicht, woher der Fehler stamme? Er war der Vulkan, der den ganzen Boden der Sprachwissenschaft zerstörte; aber er begriff sich selbst nicht. Er stand selbst auf dem Boden, den er vernichtete. So stellte er den Gegensatz, den er unmittelbar aufgehoben hatte, sogleich wieder her, wodurch dieser sich zum starren Widerspruch der praktischen Unmittelbarkeit und der theoretischen Vermittlung gestaltete, wie wir oben gesehen haben. Letztere hat noch nicht los gelassen von der unmittelbar vernichteten Substanz der Sprachen. Erstere aber ward eben weiter nichts als der Widerspruch gegen diese Substanz, und sie mufste also, um dieses ihr Wesen zu behaupten, ebenso sehr wie die Theorie, die Substanz aufrecht erhalten. Jede besondere Sprachform sollte ja an der allgemeinen substantiellen Form gemessen werden, und jene fand ihr Wesen nur in ihrem Verhältnisse, d. h. ihrem Widerspruche gegen diese. Mit diesem Messen der einzelnen Sprachform an der substantiellen hängt dann auch das zusammen, dafs die Gradbestimmungen nicht aufgegeben werden konnten. Der höchste Grad aber oder die allgemeine Form selbst war ihm hiermit schon zum Sprachideal geworden. — Die praktische Betrachtung der einzelnen Sprache an sich freilich, oder die rein individuelle Sprachforschung, d. h. diejenige, welche von ihrem Verhältnisse zur Theorie und dem Verhältnisse der einen Sprache zu den andern absah, hatte mit jenem Messen, mit Graden und einem Ideale nichts zu thun. Aber weil sie eben von allem diesen nur absah, war die Einrede, welche sie dagegen thun konnte, nur eine stillschweigende, welche sich überdies auch gar nicht einmal rechtfertigen konnte, und die eben darum mit Recht überhört ward.

Humboldts Theorie konnte aber deswegen von der substantiellen Sprachform nicht absehen — und sie mufste deswegen die Praxis trüben, — weil sie die Sprache selbst als

das Unbegreifliche, als die causa sui, als die Substanz hinstellte (S. 27.). Dafs Humboldt in der That eine solche allgemeine Form construirte, daldete die individuelle Forschung nicht; aber seine Theorie hat auch wieder diese an einer Classification der Sprachen verhindert.

So stellt sich nun endlich als unsere Aufgabe heraus, den Widerspruch in Humboldt zu überwinden, indem wir seine individuelle Forschung begreifen. Dies wird dadurch möglich werden, dafs wir das Wesen der Sprache, welches Humboldt in der Form der Substanz fafste, vielmehr als Begriff, als Idee, als Subject erfassen.

Bevor wir den kritischen Theil unserer Abhandlung verlassen, müssen wir noch Heyses erwähnen. Da aber seine Sprachwissenschaft noch nicht durch den Druck veröffentlicht ist, so beschränken wir uns auf die Andeutung, dafs Heyse allerdings den Standpunkt der Philosophie überschritten hat, insofern bei ihm die genetische Betrachtung der Dinge vor der dialektischen bei weitem das Uebergewicht hat. In der Substanz der Hegelschen Philosophie lebend, aber sie beherrschend, ist er nicht in ihren dialektischen Formeln befangen und hält sich frei von jener willkürlichen Aprioristik, der jeder empirische Boden fehlt. Er erstrebt in der Philosophie die Versöhnung des abstracten Allgemeinen mit den empirischen Besonderheiten, um so ein concretes Allgemeines zu gewinnen.

Wogegen sich die Kritik heute zu wenden hat, ist nicht der Dualismus; sondern die Kategorie der Substanz ist zu überwinden, und Hegels Bestrebung, insofern sie darauf gerichtet war, die Substanz in dem Subject flüssig zu machen, zu vollführen. Damit ist zugleich der Dualismus in jeder Form überwunden — aber auch nur damit.

Der Substanz ist immer, wie verschieden sie auch nach der Natur der zu betrachtenden Dinge sich gestalten möge, und auch nach den verschiedenen Auffassungsweisen mehr oder weniger, ein starres Weben in sich eigen. Sie ist ohne Bewegung, tritt nicht aus sich heraus; und darum ist von ihr aus kein Uebergang in das Reich der lebendigen Einzelnen möglich. Die Entwicklung wird hier allemal an der Wurzel abgeschnitten; sie kann also nicht vollständig gegeben werden, und was von ihr gegeben wird ist matt und saftlos.

Indem wir nun statt der Substanz die Idee oder das Selbstbewufstsein als Princip setzen, so gewinnen wir für die Sprachwissenschaft die Sprachidee, deren Entwicklung wir in ihrer Heimath, dem Bewufstsein der einzelnen Völker, verfolgen. Das Bewufstsein ist eben nur das, was es erzeugt; und es ist also, als spracherzeugend, Sprachidee. Jedes besondere Volksbewufstsein ist die Sprachidee in besonderer Form der Verwirklichung.

Was ist denn aber Sprache? Diese Frage — wir haben es an andern Orten bewiesen*) — ist noch nicht beantwortet. Wir glauben das Wesen der Sprache am richtigsten so ausdrücken zu können: Sprache ist die Thätigkeit des Geistes, sich — seine Anschauungen und Begriffe — sich

*) Vergl. Hallische Allgemeine Monatsschrift für Literatur, Februar 1850, erste Hälfte.

selbst in einer selbstgeschaffenen allgemeinen Anschauung vorzustellen, welche Anschauung durch Geberde und Zeichen aller Art, besonders aber in der Lautsprache durch den articulirten Laut, festgehalten wird. Sprache ist also das Selbstbewufstsein — nicht des Begriffs, sondern — der Anschauung; sie ist das instinktartige Selbstbewufstsein, und dieses nennen wir — ein wenig abweichend von dem gewöhnlichen Gebrauche dieses Wortes — die Vorstellung. — Das Thier hat nur sinnliche Gewifsheit und ist in der unmittelbaren Beziehung des Bewufstseins zum Gegenstande versenkt; darum bildet es kein Allgemeines. Aus dieser Stumpfheit bricht zuerst in der Sprache das Selbst, Allgemeines, das menschliche Wesen hervor. — Wenn die Kunst, die Religion und die Praxis es mit Anschauungen — und zwar mehr oder weniger besonders auch mit aprioristischen Anschauungen (Vorstellungen von der Gottheit, Pläne), welche man gewöhnlich Vorstellungen nennt — zu thun haben, die Wissenschaft andererseits sich um Ideen und Begriffe bewegt, so ist die Sprache das Reich der Vorstellung. Die Vorstellung ist die sich selbst anschauende oder sich selbst vorgestellte Anschauung und folglich immer Selbstvorstellen. Der Inhalt derselben ist nicht etwas dem Geiste Entgegengesetztes (Negatives), das er sich erst noch anzueignen (dessen Negation er noch zu negiren hätte), sondern schon etwas ihm Eigenes, das er sich nun in der Sprache vorstellt (er hat die Negation der Negation in der Anschauung vollbracht, und setzt sie in der Vorstellung als Allgemeines für sich). Weder Anschauungen, die immer ein Einzelnes zum Gegenstande haben, noch viel weniger den empirischen Gegenstand der sinnlichen Gewifsheit, noch auch Begriffe, Erzeugnisse des wirklichen Selbstbewufstseins, kann die Sprache, das instinktartige, darum unwirkliche, unbewufste Selbstbewufstsein, rein, als solche, ausdrücken; die Wörter enthalten nur Vorstellungen, und die Geschichte der Sprache ist die Geschichte der menschlichen Vorstellung.

Die Sprache ist also zwar, insofern sie die Vorstellung in einem äufserlichen Elemente festhält, Aeufserung und bestimmte lautliche Darstellung und Mittheilung des Denkinhaltes, Form des Denkens. Doch dies ist sie nur als Folge ihres innern Wesens, wonach sie durch sich selbst eine Bestimmung des Denkens oder Denken in einer bestimmten Weise ist, wie das Anschauen und das Selbstbewufstsein Denkbestimmungen sind.

Die Sprache, indem sie den zu formenden Stoff schon im Geiste, in der Anschauung vorfindet, ist reines Formen, reine Selbstthätigkeit des Geistes, Selbstanschauung. So ausschliefslich dem Selbst gehörend, sein reines Erzeugnifs, eben selbst dieses Selbst in dessen instinktartiger Form, trägt sie auch am klarsten unter allen seinen Aeufserungen den Stempel desselben. Die Formen des Denkens, der Anschauung und des Begriffs, sind die Lebensgesetze des Geistes, welche nicht der Mensch selbst sich gegeben hat. Die Form seiner Sprache ist seine eigene (als Subject und Object) Schöpfung (act. u. pass.). Sie umfafst die Gesetze, unter denen er seine innere Welt sich selbst vorstellt, ja erst erzeugt. Denn diese entsteht eigentlich erst, wenn der Mensch sich ihrer als einer innern bewufst wird, und dieses Bewufstwerden selbst ist eben die Sprache. Die Form derselben ist also einerseits gar nicht die allgemeine Denkform an sich, sondern die Form des Denkens in der Bestimmung der Sprache. Andererseits aber ist die Sprachform eine subjective Schöpfung des Menschen und erscheint nicht, wie die Formen des Begriffs, in einer absoluten Weise, sondern immer nur in einer durch das Selbst des Menschen erzeugten Bestimmtheit.

Die Starrheit der Substanz und der Abstraction des Verstandes verbarg Humboldten die Bewegung der Sache. Darum ist ihm die Sprache ein „unerklärliches Wunder“, welches uns jetzt von dem Lichte der Idee erhellt wird. Wenn er sagt, die Sprache sei „die leuchtendste Spur und der sicherste

Beweis, dafs der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, dafs Ich und Du nicht blos sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man bis zu dem Punkte der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind" (Ankündigung etc.); so gehen wir nun wirklich bis zu jenem Einheitspunkte von Ich und Du zurück. Denn die Sprache ist uns eben selbst jener Punkt; oder die Sprache ist die Einheit von Ich und Du, wie sie sich als Vorstellung gestaltet hat. Das Ich und Du ist ursprünglich gar nichts anderes als die Vorstellung. Die Sprache ist anfänglich der Volksgeist selbst, ist, abgesehen von den dunkeln Wirkungen der Geburt und der äufsern Natur, dasjenige, was alle Einzelnen eines Volkes zu dieser einheitlichen Volkseigenthümlichkeit zusammenschliefst; und auch noch in späterer Zeit der weitern Ausbildung des Geistes bleibt sie die Grundlage des Volksbewufstseins und für immer die Trägerinn desselben. Denn die Sprache, ursprünglich das Wissen selbst des Volkes, verliert diese Bedeutung, jemehr die Einzelnen aus der geistigen Substanz des Volkes heraustreten.

Wir haben in dem Sprechen drei Momente geschieden: den Denkinhalt, welcher durch die Anschauung oder den Begriff geboten wird, einerseits und den Laut, überhaupt das äufserliche Element andererseits, und als drittes, das eigentliche Wesen der Sprache, die Thätigkeit der Zusammenfassung jener beiden Momente, das Vorstellen des erstern in letzterm nach bestimmten der Sprache ganz eigenthümlichen Formen und Gesetzen, die innere Sprachform, die ideelle Bezeichnung (S. 53.). Vergl. über diese Dreifaltigkeit der Sprache unsere Schrift: Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldts und die Hegelsche Philosophie, S. 105. ff. und unsere Anzeige von Heyse's Deutscher Grammatik in der Hallisch. Allg. Lit.-Zeitg., November 1849. Die innere Sprachform ist demnach genau von der logisch-metaphysischen Form des in der Sprache vorgestellten Inhaltes abzusondern. Es ist also zwischen dem, was von den Menschen vermit-

telst ihrer Sprache und dem was von der Sprache selbst ausgesagt wird, was in ihr an und für sich selbst liegt, wohl zu scheiden. Lediglich auf letzteres kommt es dem Sprachforscher an. Hiermit ist die Grammatik gänzlich von den spanischen Schnürstiefeln der Logik befreit, und sie steht fortan in gar keiner Beziehung zu ihr. Jede besondere Grammatik ist aber eine besondere Volkslogik. Hieraus erhellt zugleich die Möglichkeit einer aufserordentlichen Verschiedenheit der Sprachen rücksichtlich der innern Sprachform trotz der gleichen Bestimmungen des Denkinhaltes aller Völker.

Die Sprache an sich ist also nach dem Gesagten nicht mit Denken identisch; sondern sie ist eine bestimmte Weise des Denkens und ist unter den umfassendern Begriff Denken als eine Besonderheit derselben zu bringen; sie ist Denken in der Bestimmung der Selbstanschauung, der Vorstellung. Eben darum ist sie aber auch zugleich Form und Aeufserung des Denkens. Wie nun jede Thätigkeit unter gewissen Formen vor sich geht, welche gerade die Lebendigkeit dieser Thätigkeit selbst ausmachen; so auch die Sprache, die Thätigkeit des Vorstellens. Es ist bei den übrigen Weisen des Denkens, beim Anschauen, Phantasiren, Reflectiren, zur Ausübung derselben weder nöthig, noch auch im Augenblicke dieser Thätigkeit selbst gut möglich, dafs man sich der Formen, unter denen sie vor sich gehen, bewufst werde; so wenig wie man sich der Form seines Athmens, seines Blutumlaufs bewufst zu werden hat, um gesund zu sein. Mit dem Sprechen dagegen, weil es eine subjective rückwirkende Thätigkeit des Geistes auf sich selbst ist, reines geistiges Formen, verhält sich dies anders. In der Sprache, der freien Thätigkeit des Selbst sich selbst sich vorzustellen, ist nur so viel und gerade die Form, wie viel und welche vorgestellt wird. Auch darf man nicht etwa einen Unterschied zwischen der vorgestellten Form und der Form dieses Form-Vorstellens machen; sondern erstere fällt mit dieser, da die Sprache das instinktar-

tige Denken des Denkens*) ist, vollständig zusammen; keine ist weder mehr noch anders gegliedert als die andere. Stellt sich ein Volk seine Anschauungen unklar, d. h. formlos vor, so ist in seinem Selbstvorstellen, in seiner Sprache wenig oder gar keine Form. In diesen Anschauungen an sich, logisch-metaphysisch genommen, mögen Formen sein, welche wollen; wenn nicht letztere oder andere Formen vorgestellt werden, so sind sie in der Sprache nicht vorhanden. Nur in so weit und in der Weise ist die Sprache geformt, als und wie sie sich formt, d. h. Formen oder den Inhalt unter Formen vorstellt.

Die Verschiedenheit der Sprachen ist nach Bopp hervorgerufen durch die verschiedene Technik derselben. Woher, fragen wir nun, stammt diese Verschiedenheit? warum nehmen die Sprachen bei der Bildung ihrer grammatischen Formen zu verschiedenen Mitteln ihre Zuflucht? Das Mittel steht im engsten Zusammenhange mit dem Zwecke; es ist *φύσει πεφυκός*, wie Plato sagt. Sind verschiedene Mittel da, so sind auch die Zwecke verschieden. Die Verschiedenheit der Sprachen in ihren lautlichen Mitteln wird demgemäfs bedingt durch die Verschiedenheit der Zwecke, welche durch diese lautlichen Formen erreicht werden sollen, d. h. durch die Verschiedenheit der Weisen und Formen, in denen sich die Völker die Anschauungen vorstellten. Die Sprachen sind so verschieden, wie das Bewufstsein der verschiedenen Volksgeister. Damit ist die Voraussetzung der bisherigen philosophischen wie historischen Grammatik, dafs allen Sprachen der Erde ein bestimmtes Kategorienschema zum Grunde läge und alle Verschiedenheit, vorzüglich von Seiten des Lautes rühre, völlig umgestofsen und ein neuer Standpunkt geschaffen, ein weltgeschichtlicher. Jetzt ist Humboldts Praxis gerechtfertigt, weil begriffen. Wir erken-

*) Weil die Sprache etwas Instinktartiges ist, darum ist das Bewufstsein des Grammatikers von den Sprachformen ein anderes als das der Sprache von sich oder des Sprechenden als solchen. Jener erfafst das instinktartige Selbstbewufstsein des letztern in wissenschaftlicher Form.

nen nun aber auch gar keine substantielle allgemeine Sprachform mehr an. Woher sollte sie auch genommen werden? Eine allgemeine Grammatik ist so wenig denkbar, als eine allgemeine Form der Staatsverfassungen und der Religionen, oder eine allgemeine Pflanzen- und Thierform. Wenn Humboldt sagt (Abhandl. über den Dualis): „Dächte man sich das vergleichende Sprachstudium in einiger Vollendung, so müfste die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen“ (d. h. die allgemeine substantielle Sprachform) „in den Sprachen genommen werden,... erforscht werden“; so zeigt sich hier recht klar die Starrheit des Standpunktes der Substanz. Das Subject nämlich „die Grammatik und ihre Formen“ wird als etwas ganz Starres festgehalten ohne Bewufstsein darüber, dafs es im Prädikat „genommen werden“ vollständig flüssig geworden ist. Wie werden dergleichen Fragen: wie ist diese oder jene substantielle Kategorie in den verschiedenen Sprachen genommen, aufgefafst, dargestellt worden? nicht aufwerfen, weil sie sogleich das Verhältnifs zu der zu betrachtenden Sprache schief stellt. Sie läfst die Sprache nicht ruhig gewähren, sondern will ihr etwas Fremdartiges abdringen. Wir haben nur ruhig zu sehen, welche Kategorien uns die Sprachen darbieten, ohne dafs wir schon im Voraus irgend ein Kategorien-Gebäude fertig hätten. — Jetzt ist auch der Schlegelsche Mysticismus klar geworden. Jenes Innere, in welchem der Wandel der Flexion bewirkt wird, aus welchem die Formen sich entfalten, ist der individuelle sprachbildende Volksgeist, jede Form eine *πτῶσις*, wie die Stoiker sagen, ein Fall aus dem Geiste in den Laut. Ist die Sprache ein Organismus, so wissen wir nun, wo die organisirende, formende Macht ist — im Bewufstsein.

Nach dem, was wir gefunden haben, kann nur dies die Aufgabe der Eintheilung der Sprachen sein, den in den verschiedenen Sprachen sich kund gebenden Fortschritt der allge-

meinen Sprachidee darzulegen. Wie die verschiedenen Bildungen der Natur verschiedene Stufen einer Entwickelungsbahn, so sind die verschiedenen Sprachen Stufen oder Fufsstapfen der Sprachidee. — Die ganze Natur bildet einen Gesammtorganismus, dessen Glieder die Naturreiche sind: so bilden alle Sprachen den Gesammtorganismus der Sprachidee und sind dessen Glieder. Die Eintheilung der Sprachen hat diesen Organismus darzustellen; sie zeigt die allgemeine Form der Sprache der Menschheit.

Wie in der Natur zwar ein Aufsteigen durch verschiedene Stufen hindurch sich klar herausstellt, dieses jedoch, eben weil es eine organische Entwickelung ist, keineswegs das Bild einer einfachen geraden Linie gewährt: so hat auch die Eintheilung der Sprachen nicht eine blofse Stufenleiter derselben darzustellen. Dabei würden, wie die Naturbildungen, so die einzelnen Sprachen vielfach verkannt werden: sie würden nach ihrer mangelhaften Seite, nach welcher immer die eine unter die andere gestellt wird, vielleicht gerecht, verurtheilt, aber nicht nach ihrer gehaltvollen Seite, nach welcher jede gewisse, ihr eigenthümliche, Vortrefflichkeiten besitzt, wahrhaft gewürdigt werden. So einfach ist der Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes und auch der Natur nicht, dafs er nur in gerader Linie fortschritte, den Anblick eines fortrollenden Punktes gewährend. Der Geist wendet sich nach allen Seiten, schreitet vor-, seit- und rückwärts. Er hat ja nicht einen einfachen, schmalen Weg zurückzulegen, sein Auge ist nicht auf ein einfaches, dürres Ziel gerichtet; sondern er hat sich selbst zu durchwandern nach allen Breiten und Weiten. Indem er sich selbst durchschreitet, soll er von sich selbst Besitz nehmen; er soll erfahren, was in ihm liegt. Er ist ein unendlicher Organismus oder ein organisch Unendliches, d. h. seine Unendlichkeit ist nicht die einer in's endlose, unbestimmte (ad infinitum) ausschweifenden geraden Linie, sondern ein organischer Kreis, wo das allgemeine Wesen sich zwar ewig aus sich selbst

entläfst, sich entwickelt, gliedert, aber auch jedes Glied wieder zum Mittelpunkte zurücknimmt oder sich selbst in jedem Gliede zu sich zurückzieht. Ein solcher unendlicher Organismus ist auch die Sprachidee; sie lebt in jedem Gliede ganz und ihre Gliederung läfst sich nicht in gerader auf- oder absteigender Linie darstellen; sondern sie ist ein Baum, der sich nach allen Seiten hin verzweigt, die Zweige mannigfach mit einander verflicht, wenn er auch doch endlich einen Gipfel hat. So wird sich also in der Eintheilung der Sprachen im Ganzen und Grofsen eine Stufenleiter klar ergeben; aber in den einzelnen Fällen wird eine bestimmte Entscheidung oft unmöglich sein. Jeder Zweig steht so nach den verschiedenen Seiten hin zu andern in Verhältnifs, dafs man von zweien oft nur sagen kann, sie sind beide durch ihre innerste Natur eben so wohl höher als niedriger gegen einander*).

So haben wir unsere Aufgabe bestimmt; es ist die Ordnung, der *κόσμος* der Lautwelt darzustellen. Wie wird die Lösung möglich? Wir treten heran und finden zunächst weiter nichts als eine grofse Menge einzelner Sprachen. Ihre Zusammenstellung nach Stämmen und Familien dürfen wir voraussetzen. Auch wissen wir schon, dafs wir in ihnen die fortwährend sich vollbringende Entwickelung der Sprachidee zu finden haben. Wie erkennen wir nun aber, welche Stelle jede einzelne Sprache in jener Entwicklung einnimmt? welches Glied des Gesammtorganismus sie bildet? oder, um praktisch zu reden, welches sind die Eintheilungsmerkmale? Die Sprachen selbst haben uns zu sagen, wie sie zu einander stehen; wir haben sie selbst zu befragen, und sie selbst müssen sich uns als bestimmte Stufen der Entwicklung kund geben. Wir haben uns an ihr innerstes Wesen zu wenden.

*) Ein berühmter englischer Botaniker Brown sagt treffend: Ipsa natura enim corpora organica reticulatim potius quam catenatim connectens etc.

Das Eintheilungsmerkmal darf also nicht irgend eine vereinzelte Bestimmung an den Sprachen sein, welche willkürlich aus vielen Bestimmungen herausgegriffen wird; sondern es mufs den ganzen sprachlichen Organismus durchdringen und bestimmen — eine wahrhaft innerliche Bestimmung, d. h. eine, die von innen heraus sich offenbart und wirkt. Es mufs auch selbst, da es einen Organismus bestimmen soll, die organische Natur an sich tragen; es mufs sich sogleich als mehrfach in sich offenbaren, sich gliedern, an sich selbst einen Organismus von Merkmalen darstellen. Nur dann wird es die Sprache nach allen Seiten charakterisiren.

Soll aber das Merkmal organisch, den ganzen Sprachbau bestimmend, von innen heraus selbstthätig wirksam sein, so mufs es nach der Natur des Triebes bestimmt werden, durch welchen die Sprache aus dem Geiste sich entfaltet, oder der Geist sich als Sprache aus sich entläfst.

Wir haben also die Kritik der Sprachen zu üben, indem wir dieselben als die fortwährenden Aeufserungen des Bewufstseins auffassen und in dem Bewufstsein der Völker sich entwickeln lassen. Aber welches ist der Mafsstab dieser Kritik, welche immer ein Vergleichen ist? Wird man hier nicht doch zu einem absolut Gültigen, einer substantiellen Sprachform seine Zuflucht nehmen müssen? Nein; denn das hiefse auf eine objective Kritik Verzicht leisten, da jene allgemeine Form doch immer nur das Erzeugnifs der Subjectivität sein könnte. Die objective Kritik schafft oder nimmt sich keinen Mafsstab; sondern läfst ihn sich geben. Nicht einmal das kann sie: einen Begriff der Sprache aufstellen und jede Sprache prüfen, wie und in welcher Vollkommenheit sie diesem Begriffe entspreche. Denn es gibt natürlich gar keinen solchen allgemeinen Begriff; sondern jede Sprache stellt eben einen besondern dar. Die barmanische Sprache ist die Verwirklichung eines andern Begriffs als die griechische. — Aber wodurch sollen wir uns dazu bringen lassen, den griechischen Begriff der Sprache höher zu stel-

len, als den barmanischen? — Wir dürfen uns nicht selbst täuschen. Der Barmane, der nur seine Sprache kennt, wird diese für absolut halten und nie das Bedürfnifs nach einer höhern fühlen. Es ist überhaupt eine Täuschung der Dialektik zu behaupten, die niedere Stufe wiese selbst über sich hinaus auf eine höhere und erzeuge darum aus sich selbst die höhere. Die Thatsache, dafs jede Stufe in der ideellen Entwicklung eine weite Ausdehnung in der Wirklichkeit gewinnt, widerlegt jene Ansicht, bei der nicht zu begreifen ist, warum nicht alle Steine durch alle Stufen der unorganischen und organischen Natur hindurch gegangen und Menschen geworden sind. Die Wirklichkeit der Stufen zeigt, dafs jede einen in sich abgeschlossenen Kreis bildet und in sich vollkommene Befriedigung, d. h. die Befriedigung des in sich Vollkommenen fühlt. Das ist zu begreifen: jede Stufe verwirklicht vollständig ihren Begriff — das ist sogar eine Tautologie; aber die Tautologie ist die höchste Form der Wahrheit — und hat kein Bewufstsein von einem höhern, also auch kein Bedürfnifs nach ihm. Stellt man also einer Stufe als einer niedern eine andere als höhere gegenüber, so ist dies ein Thun, das beiden äufserlich bleibt, ein subjectives, wie überhaupt vergleichen subjective Thätigkeit ist, da sich die Sachen selbst nie vergleichen. Darum kann die Objectivität der Kritik nur darin bestehen, dafs, wenn sie auch an die zu beurtheilende Sache eine andere zur Vergleichung von aufsen her, also subjectiv, herbeizieht, sie doch als Mafsstab nur das Wesen, den Begriff, der beiden Sachen selbst gewähren läfst.

Aber noch sind wir nicht über die Frage hinweg: wie mifst man? was stellt ein Wesen, einen Begriff höher, als den andern? — Begriff ist Zweck, und Zweck Bedürfnifs, und Bedürfnifs ist Product der Fähigkeit, oder ist vielmehr gar nichts anderes, als die noch innerliche, noch nicht geäufserte Fähigkeit, Anlage oder Kraft. Je höher also die Fähigkeit, je mehr oder je mächtigere und je werthvollere Kräfte vorhanden sind,

desto gröfser das Bedürfnifs, desto höher der Zweck, desto vollkommener die Schöpfung. Wir werden also diejenige Sache, in deren Hervorbringung wir mehr Kräfte oder stärkere oder edlere entdecken, deren Formen mannigfaltiger und künstlicher sind, deren Bewegungen darum lebendiger, deren Thätigkeit erhöheter, angespannter ist, deren unmittelbare Wirksamkeit auf höheres Wesen in engerm Bezuge steht, für höher halten. Das ist, wie uns scheint, der objective Mafsstab. Dafs auch hiermit nichts unwandelbar Gewisses gegeben ist; dafs nun zu streiten ist, was stärker, edler etc.; dafs wir uns in dem Kreise von Kraft und Aeufserung, innerer Fähigkeit und Verwirklichung, Zweck und Ausführung — kurz Allgemeinem und Besonderm bewegen; ja dafs, wenn wir auch die höchste Wahrheit erreichten, diese doch immer nur für den Menschen dies wäre, also in subjectiver Weise, wobei im Hintergrunde liegt, dafs höher organisirte Geschöpfe als der Mensch, auch eine andere, höhere Wahrheit finden würden — alles das wissen wir. Aber wir verlangen auch nur menschliche Wahrheit für uns; uns würde jene höhere subjectiv erscheinen. In dem obigen Kreise befangen zu sein ist gerade das Wesen des menschlichen Geistes — davon haben wir das klare Bewufstsein; und das ist ja schon ein Vorzug. Denn es ist schon gewaltige Täuschung zu meinen, man stände aufserhalb jenes Kreises, weil man zur Betrachtung des Einzelnen mit irgend einem für absolut gehaltenen Gebilde einer substantiellen Form als einem unfehlbaren Mafsstabe von aufsen her herantritt. Es beruht schon auf einem Irrthume, wenn der Mensch Unwandelbares verlangt. Menschliche Objectivität ist nichts anderes als das bewufste Stehen in jenem unvermeidlichen Kreise. Den Zauber desselben fortwährend unmittelbar zu bannen, ist der Begriff der Entwickelung des menschlichen Geistes.

Bedürfnifs ist also nichts anderes als das Gefühl einer noch unverwendeten Kraft, das Bewufstsein einer noch nicht hervorgetretenen Fähigkeit. Der Mensch hat das Bedürfnifs zu sehen,

sich durch sehen Erkenntnifs zu verschaffen, weil er die Kraft, Augen dazu hat. Hätte er und das Thier keine Augen, er hätte keine Ahnung weder von der Beschaffenheit noch von der Möglichkeit der Sehthätigkeit. Es kann also keine Stufe das Bedürfnifs, die Ahnung von einem Höhern haben, als sie selbst ist; sie kann nicht selbst auf ein anderes, als etwas Höheres denn sie selbst, hinweisen; sondern wir stellen ein anderes über sie. Der Mensch, der den Affen kennt, weifs dafs der Begriff des Thiers, wie ihn der Polyp darstellt, ein unvollkommener ist. Weil er den Pflanzenbegriff der Rose kennt, hält er den Pflanzenbegriff der Pilze für unvollkommen und stellt die Rose über den Pilz. Er findet nämlich im Affen, in der Rose Fähigkeiten, Kräfte, Begriffsmomente, die im Polypen, im Pilze nicht sind; und indem er dadurch bei der Betrachtung der letztern einen Mangel erkennt, wird er zu Höherem getrieben. Indem wir auf dem Standpunkte reiner sinnlicher Gewifsheit, reiner Wahrnehmung das Gefühl noch unverwendeter Erkenntnifskräfte haben, darum werden wir über jene hinausgetrieben. Die Reihe der Geschöpfe aber, deren Kräfte in der sinnlichen Gewifsheit, in der Wahrnehmung aufgehen, fühlen keinen Mangel. Sie beharren befriedigt in ihrem Kreise ohne Ahnung eines höhern. Sie erfüllen ihren Begriff vollkommen und sind nicht objectiv zu widerlegen. Aber der Mensch, der sich gewaltsam auf jenen Standpunkt herabdrückte und beschränkte, wäre zu widerlegen, indem wir ihm zeigten, dafs in seinem Begriffe nicht unsere menschliche Erkenntnifs erschöpft sei. Endlich, indem wir im Barmanischen etwas vermissen, was wir aus dem Griechischen her kennen, werden wir von jenem zu diesem getrieben.

Der Unterschied zwischen der Stufenentwicklung der Natur und des Geistes besteht darin, dafs, während in ersterer auf verschiedenen Punkten immer mehr Kräfte und immer edlere hervortreten, ohne dafs wir sagen könnten: wie? woher? in dem Geiste dagegen jeder Fortschritt nur die Entdeckung eines Moments ist, das er seit Ewigkeit, aber unbewufst, besessen hat.

Das Auftreten eines neuen Moments im Geiste ist blos das Erwachen des Bewufstseins darüber, dafs der Geist dieses Moment an sich trage, durch welches Bewufstsein dieses aus der Verborgenheit der Möglichkeit ans Licht der Wirklichkeit tritt. — Die Stufenentwicklung der Sprache ist offenbar der natürlichen verwandt, weil überhaupt der menschliche Instinkt — und die Sprache gehört ursprünglich ihm an — der Geist in der Verwandtschaft mit der Natur ist.

Den sprachschaffenden Geist oder das Volksbewufstsein, insofern es spracherzeugend ist, nennen wir mit Humboldt den innern Sprachsinn. Er bringt die innere Sprachform hervor, d. h. das eigenthümliche System der grammatischen Kategorien einer Sprache. Nach dem innern Sprachsinn also oder nach seinem Erzeugnisse, der innern Sprachform, ist zuerst und ganz vorzüglich das Eintheilungsmerkmal zu bestimmen, d. h. nach den sprachlichen Kategorien, den grammatischen Formen, welche ein Volk in seinem Bewufstsein bildet; oder nach den Formen, in welchen ein Volk sich seine Anschauungen zur Vorstellung bringt. — Diese innere Bildungsweise der Formen offenbart sich dann äufserlich in ganz bestimmter Weise. Die innere Form geht in die Verbindung mit dem Laute ein und erzeugt so die äufsere oder die Lautform. In Wahrheit verhält sich die Sache so, dafs die innere Form sich mit und in der Lautform erzeugt: denn keine ist vor der andern. Auch dieser lautliche Ausdruck ist bei der Eintheilung der Sprachen zu erwägen. Um Benennungen aus der Naturwissenschaft zu entlehnen, so haben wir zuerst die Sprache nach ihrer physiologischen Natur zu bestimmen, dann aber auch die äufsere Gestaltung als den Abdruck jener innern Bewegung zu berücksichtigen. Wir haben also jenes erste physiologische Merkmal durch ein aus ihm selbst sich ergebendes, von ihm geschaffenes morphologisches Element

noch schärfer zu bezeichnen. Durch die Vereinigung dieser beiden Bestimmungen, der Auffassungs- und Gestaltungsweise, der Sprache wird ihre Form überhaupt bestimmt.

Wir haben demnach bei jeder besondern Sprache zuerst zu prüfen, ob und in wie weit der bestimmte eigenthümliche Volksgeist die Kraft hatte, sich die Form seines Gedankeninhaltes zur Vorstellung zu bringen und diese Selbstvorstellung in der Lautform auszuprägen. Je tiefer und reiner der Volksgeist das Wesen der Form ergriffen hat, eine desto höhere Stufe wird seine Sprache einnehmen; denn um so mehr nähert sie sich den Kategorien des Begriffs. — Das Formelle des Inhaltes kann keinem Volke gänzlich entgangen sein; aber die verschiedene, entgegengesetzte Natur der Form und des Inhalts und ihr gegenseitiges Verhältnifs wird nicht überall in Wahrheit erfafst; also auch nicht die wahrhafte Form. Das Formelle wird als Stoff neben dem Inhalt, also dieser formlos vorgestellt; und das Vorstellen selbst, die Sprache, wird dann formlos. Hier sind Formelles und Inhalt beide gleichberechtigter, neben einander stehender, von der Sprache zu bezeichnender Stoff — und so werden auch beide in gleicher Weise von vielen Sprachen als Stoff der Sprache ausgedrückt, ohne dafs das formelle Moment von dem entwickelten durch die Behandlung besonders geschieden wäre. Solche Sprachen haben folglich nur Stoffelemente. Sie drücken formelle Bestimmtheiten des Inhaltes als Stoff, d. h. die Form durch Stoffwörter aus; und darum sind sie formlos. Die Hochasiaten z. B. drücken die Kategorie des Localis und Dativs durch eine Wurzel aus, welche „stehen, verweilen" bedeutet (Schott's Versuch über die tatarische Sprachen S. 56.). Dieselben, wie viele andere Völker, drücken die Kategorie der Mehrheit durch Wörter wie Vielheit, Allheit aus. Wenn nun die hierher gehörenden Sprachen einzelne Fälle darbieten, in denen sich ein solches Umschreiben der Form durch Stoffwörter mit Sicherheit nicht nachweisen läfst, oder in denen eine andere Auffassung möglich wäre, so mufs die allgemeine Form

der Sprache als Mafsstab auch für jene einzelnen Fälle gelten und auch in ihnen kann nur das allgemeine Princip der betreffenden Sprache anerkannt werden, welches sich bei genauerm Forschen allemal mit Bestimmtheit nachweisen läfst. Ist eine Sprache dem Principe nach formlos, so besitzt sie auch keine einzige wahre Form. Wäre nur eine wahre Form in dem Geiste eines Volkes, welches eine formlose Sprache spricht, vorgestellt worden, sie würde nicht wie ein Blitz in finsterer Nacht schnell vorübergegangen sein und dichte Finsternifs zurückgelafsen haben; sie würde vielmehr gezündet und eine Gluth erzeugt haben, welche die ganze Denkweise des Volkes umgeschmolzen hätte.

Hier ist nun auch die Gestalt der Wörter zu beachten, schon als nächstes, äufserliches Erkennungsmittel. Denn jenes, die grammatische Form ausdrücken sollende, Stoffwort fällt durch seine eigentliche Bedeutung zu sehr in's Gewicht, als dafs der Geist über dasselbe hinwegschlüpfend der Zunge gestatten könnte, es mit dem zu bestimmenden Stoffworte zusammenzufassen. Die Bedeutungen beider Wörter stehen gleich lebhaft vor ihm, da sie durch gleiche Mittel in ihm erweckt und als von gleicher Natur und Wesentlichkeit dargestellt sind. Er kann sie darum nicht mit der Energie zusammenfassen zu der strengen Einheit, in welche sich ein Stoffelement mit dem ihm gehörenden Formelemente fügt, sondern nur in der Schwäche, wie zwei gleich wichtige Elemente zusammengesetzt werden. Darum verschmelzen auch lautlich jene beiden Wörter nicht zu einer unzertrennlichen Einheit, sondern stehen in dem Verhältnisse einer Zusammensetzung, oft auch nur selbständig neben einander. Der Mund kann nicht verschmelzen, was der Geist aus einander hält. Jene Zusammensetzung nun, gegründet auf die schwache geistige Verbindung beider Elemente, ist das Wesen der Formbildung, welche ich mit Humboldt Agglutination oder Anfügung nenne. Den Sprachen, welche auch nicht einmal zusammensetzen, schreibe ich die Beisetzung oder mit Hum-

boldt Isolirung zu. – Im Gegensatze zu diesen, Stoff- und Formelemente nicht scheidenden Sprachen stehen diejenigen, welche diese Scheidung vollziehen vermöge der Verbal- und Pronominalwurzeln, wie Bopp sie nennt, oder objectiven und subjectiven Wurzeln, wie Humboldt sie nennen will. Die Pronominalwurzeln, lautlich höchst biegsam und ihrer Bedeutung nach höchst abstract, waren ein passendes Mittel zur Bezeichnung der abstracten grammatischen Kategorien. Sie konnten die Bedeutung der Kategorie andeuten ohne sie materiell auszudrücken und konnten sich, wie sie nur geistige Form vorstellen sollten, leicht an die Stoffwurzel als blos formendes Element. anschliefsen und mit ihr verschmelzen. Wenn das Wesen der Compostion in der Zusammensetzung zweier selbstständiger Vorstellungen und der diese ausdrückenden Lautgebilde besteht, so herrscht in der Abwandlung der letztgemeinten Sprachen, vorzüglich der Indo-europäischen, keine Composition, da dieses nicht zwei gleich selbstständige, einander nebengeordnete Stoffelemente zusammensetzt, sondern vielmehr einem Stoffelemente, welches zur festen Begränzung seines Wesens der Form bedarf, ein Formelement, das nur an einem Stoffe Bedeutung haben kann, anbildet; und dies ist das Wesen der eigentlichen Flexion oder Anbildung. Diese drei morphologischen Bestimmungen der Isolirung oder Nebensetzung, der Agglutination oder Anfügung, und der Flexion oder Anbildung sind also die verschiedenen Wirkungen verschiedener physiologischer Triebe, verschiedene Aeufserungen einer verschiedenen Weise der Selbstvorstellung, verschiedene Lautformen verschiedener innerer Sprachformen. Denn wenn auch Isolirung und Agglutination auf demselben Mangel der Scheidung und Erkennung von Stoff und Form beruhen und darum in gleicher Weise den Gegensatz zur Flexion ausmachen, so gehen doch auch sie wieder rücksichtlich ihrer innern Anschauung wie ihrer äufsern Gestalt aus einander, und erst jene innere Verschiedenheit hat diese äufsere erzeugt.

Es liegt nämlich in den meisten Völkern ein gewisser Drang an dem Gedankenstoffe nähere Bestimmungen auszudrücken. Dieser Drang mufs offenbar ein formelles Element in der Sprache erzeugen. Nur vergreift sich der Geist dieser Völker: denn das wahrhafte Wesen der Form hat er in seiner Vorstellung nicht erfafst. Die grammatischen Kategorien hat er nicht in seiner Vorstellung, und sie kann er darum auch nicht ausdrücken wollen. Aber der Inhalt läfst sich doch aufser durch grammatische Kategorien noch in anderer Weise und nach anderen, oft völlig äufserlichen, Beziehungen bestimmen, z. B. die Person als Subject danach ob sie steht oder liegt oder sitzt, ob sie thätig oder ruhend ist; die Thätigkeit kann bestimmt werden nach ihrer Stärke und Dauer, ein Gegenstand nach seiner natürlichen Gattung. Solche näheren Bestimmungen an dem Gedankenstoffe können oft, wenn sie selbst auch keine grammatischen Formen sind, doch mehr oder weniger passend solche ersetzen. So kann z. B. in der Kawi-Sprache am Verbum die grammatische Mehrheit der thätigen Person durch die Frequentativ-Form des Verbalstammes, also durch eine materielle Bestimmung passend umschrieben werden (Humb. Kawi-Spr. II. S. 161.), wie wenn z. B. dicens bedeutete „er sagt", und dazu der Plural dictitans „sie sagen" gebildet würde. Dies sind nun zwar offenbar Formbestimmungen und diese drücken sich durch ein mehr oder weniger vollkommenes Verschmelzen der Laute für den Stoff mit denen für die Form aus; aber es sind ungrammatische Formbestimmungen, weil sie gar nicht die Vorstellungsform betreffen, sondern den Stoff nach seiner materiellen Seite, also das Wort nach seiner stofflichen Bedeutsamkeit bestimmen. Andererseits jedoch unterscheiden sich diese Sprachen eben durch dieses Analogon von Formen von den isolirenden, da diese theils jede Formbestimmung durch Stoffwörter umschreiben, theils nur das Abhängigkeitsverhältnifs der Satztheile durch die Stellung und durch Partikeln anzudeuten suchen.

Ist aber in diesen agglutinirenden Sprachen der Formtrieb

einmal erwacht und ist dadurch die Articulationskraft stark genug geworden, um mehrere Elemente zur Lauteinheit zusammenzufassen, so erhalten auch wohl reine Compositionen zweier Stoffelemente, deren eines doch wenigstens in einem trüben Gefühle der Formbezeichnung zum andern gesetzt ist, den äufsern Anschein wirklicher Anbildung. Ja es kann sogar die blofse Articulationskraft, verbunden mit einem feinen Gehör und dem Wohlgefallen an volltönenden Lautformen, ursprüngliche Stoffelemente völlig wie abstracte Formelemente den Stoffwurzeln anbilden; die Sprache kann dadurch nicht blos den äufsern Anstrich der flectirenden bekommen, sondern sogar den innern Sprachsinn mit sich fortreifsen und ihn erheben, indem sie ihn zwingt sich der groben materiellen Stützen für seine Formthätigkeit zu entschlagen und sich mit den schwachen Andeutungen zu begnügen, welche ihm die Reste der verstümmelten, angebildeten Elemente gewähren. Dadurch wird der Sprachsinn von den Fesseln frei, welche ihm die durch Stoffwörter schwerfällig umschriebenen Formen auferlegten, und kann unter günstigen äufsern Umständen auf eine Bahn gelangen, die zu betreten er ursprünglich noch nicht im Stande war. So werden wir es in der finnischen Sprache finden.

Wenn also auch der innere Trieb des Sprachsinnes sich eigentlich und ursprünglich in der Lautform vollkommen abspiegelt, so bleibt doch zu beachten, dafs diese, weil sie vorzüglich auch von dem Articulationsvermögen abhängig ist, dem innern Sprachsinne oder der innern Sprachform gegenüber zur selbständigen Macht wird und sehr oft eine eigene Entwickelung nimmt. Der Verschiedenheit dieser Entwickelung gemäfs wird sie dann auch verschieden auf den innern Sprachsinn zurückwirken. Wie dieser durch eine günstige Lautform gekräftigt werden kann, haben wir so eben betrachtet. Aber auch umgekehrt wird er bei ursprünglich guter Anlage nicht mit voller Kraft wirken können, wenn ihm ein schwaches Articulationsvermögen die Lautmittel versagt. Er wird sich nothge-

drungen mit unvollkommenen Lautgebilden begnügen müssen. Dann kann er aber nicht sein ganzes Wesen in seiner ganzen Tiefe und in voller Schärfe sich im Laute gegenständlich machen, wodurch er sich theilweise verliert und hier und da auf den Irrweg der formlosen Sprachen zurücksinkt. Der äufsere Anschein wird solche Sprachen geradezu mit den untergeordneten zusammenbringen. Ein Beispiel hierzu wird uns die ägyptische Sprache liefern.

Wir müssen demnach anerkennen: wenn auch der wahrhafte Werth und das eigentliche Wesen der Form auf der physiologischen Natur derselben beruht, dafs dennoch einerseits Anbildung selbst in Sprachen sich finden kann, denen wahre Formen fremd sind, wie im Finnischen; und andererseits selbst in Sprachen mit reinem Principe blofse Anfügung statthaben kann, wie im Aegyptischen. Es ist also ganz richtig, wenn man sagt, die Nebensetzung, Anfügung und Anbildung unterscheiden sich von einander durch die stärkere oder schwächere Innigkeit des Zusammenhanges der Lautelemente. Man hat aber vorzüglich die diesen Lautgestaltungen zu Grunde liegende Bedeutung hervorzuheben und ihre Verschiedenheit zu begreifen, indem man die verschiedenen Principien erkennt, durch welche sie erzeugt sind. Erst dann läfst sich ihre Rückwirkung auf den innern Sprachsinn und die Wirkung der Sprache auf die Entwickelung des Volksgeistes überhaupt richtig ermessen. Dafs die Nebensetzung zur Anfügung, diese zur Anbildung werden könne, in geschichtlicher Zeit durch die ruhige Entwicklung des Volksgeistes, ist schwer zu glauben und nirgends etwas ähnliches nachweisbar, während die ägyptische Sprache, deren Entwicklung wir durch vier Jahrtausende verfolgen können, das Gegentheil beweist. Wir sehen sie zwar in den drei zeitlich geschiedenen Dialekten immer reicher an Formen werden; aber ihr morphologisches und noch mehr ihr physiologisches Princip ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen. Die Sprache der Pyramidenerbauer ist principiell dieselbe, welche die Aegypter noch

unter der Herrschaft der Araber gesprochen haben. Nur in vorgeschichtlicher Zeit, in der Zeit der Entstehung der Völker ist die Aenderung des morphologischen Princips, welche denn auch eine Aenderung des physiologischen herbeiführt, denkbar, und im Finnischen auch nachweisbar. Solche Aenderung aber ist nicht der Erfolg einer Entwickelung, sondern einer neuen Sprachschöpfung, durch natürliche oder geistige Umwälzungen veranlafst. Es ist dadurch eine neue Sprachform entstanden. Dasselbe Finnische beweist aber auch, dafs die mangelhafte Ausstattung bei der ersten Geburt niemals vollkommenen Ersatz findet.

Das Verhältnifs von Stoff und Form und seine morphologische Erscheinung ist die erste Doppelbestimmung, wonach die Eintheilung der Sprachen vorzunehmen ist. Ein anderes Merkmal bietet sich dar in dem gegenseitigen Verhältnisse des Subjects und Prädicats. Die etymologische Form für ersteres ist das Nomen oder genauer der Nominativ, für letzteres das Verbum finitum. Alle Sprachen, welche Stoff und Form nicht scheiden, also alle formlosen, haben natürlich weder wahrhafte Nominative, noch wahrhafte Verba finita — ein Mangel, dessen Bedeutung von selbst einleuchtet. Wir wollen hier sogleich einem Vorwurfe begegnen, den man uns machen könnte. Gerathen wir nämlich nicht in Widerspruch mit unsern oben ausgesprochenen Grundsätzen, wenn wir hier mit den fertigen logischen Kategorien des Subjects und Prädicats an die Sprachen herantreten und die Frage stellen, wie dieselben jene Kategorien auffassen und ausdrücken? Das thun wir aber gar nicht. Wenn wir nämlich von Subject und Prädicat reden, so meinen wir damit nicht die logischen mit diesen Namen bezeichneten Kategorien, sondern die grammatischen, welche durchaus nicht mit erstern identisch sind. In dem Satze: „mir fehlt dies“ ist „mir“ das logische, „dies“

das grammatische Subject. Wenn beide Subjecte in dem Satze: „ich entbehre dies“ zusammenfallen, so ist dieses darum weder besser noch richtiger gesprochen als das erstere. Dafs nun ein grammatisches Subject vorhanden ist, haben wir gar nicht a priori erschlossen, sondern durch die Betrachtung des Nominativs unserer indoeuropäischen Sprachen gefunden. Dies ist also nur ein rein empirisches Verfahren, über welches wir blos durch das Urtheil hinausgehen, dafs jene Sprachen mit einem Nominativ allen andern ohne einen solchen vorzuziehen seien, weil sie die Form des Inhalts vollkommner zur Vorstellung bringen.

Wie wissen sich nun aber jene formlosen Sprachen zu behelfen? In den nebensetzenden Sprachen wird einfach ein Stoffwort neben ein Stoffwort gesetzt, und man mufs errathen, dafs eins das logische Subject, eins das Prädicat sein soll. Für den Nothbedarf ist das auch genügend. „Berg hoch“ läfst ohne Schwierigkeit errathen, dafs damit gemeint sei: der Berg ist hoch. Wenn dieselben Worte aber im Annamitischen (vergl. unsere Schrift: De pronomine relative p. 24.) zugleich „hoher Berg“ bedeuten, so sieht man schon, welch ein Mangel an scharfem Denken hier herrscht. Denn die Sache ist nicht so zu verstehen, als ob die betreffenden Worte jene beiden Bedeutungen in sich vereinigten und bald diese, bald jene hätten; sondern sie haben nur e i n e Bedeutung, die Indifferenz jener beiden. Die Annamitische Sprache hat weder grammatisches Prädicat, noch Attribut, noch auch folglich Subject. Auch die Chinesische Sprache hat kein grammatisches Subject, wenn man nicht das logische Prädicat ihr Subject, und das logische Subject ihr Attribut nennen will (l. l. p. 29.); denn die Chinesische Sprache stellt das logische Subject als Attribut, das logische Prädicat als (grammatisches) Subject vor. Man müfste also diese Ausdrücke, wenn man sie in Ermangelung anderer beibehält, rücksichtlich des Chinesischen Satzes in ganz anderer als der gewöhnlichen Bedeutung fassen. — Es gibt ferner, wie schon er-

wähnt, Sprachen, welche eine grofse Menge von Formen haben, die aber alle nur die materielle Bedeutsamkeit betreffen. Hier, bei der Bezeichnung des Prädicats, also bei dem wahrhaften Angelpunkte der Sprachen, wird ihr Bettelreichthum zu Schanden. Trotz ihrer vielen Formen haben sie kein Verbum finitum, sondern lauter Participia. Sie sagen nicht amo, amas, u. s. w., sondern ego amans, tu amans. Was sind also diese Sprachen, da auch sie die eigentlich setzende Kraft des Satzes, wie sie nur im Verbum finitum liegt, nicht kennen, also blos gewissermafsen Nomina haben, gegen die nebensetzenden Sprachen gebessert? Letztere stellen unmittelbar zwei nackte Wurzeln neben einander; jene anfügenden setzen zum Nomen ein Participium, also wieder ein Nomen. Nomen und Nomen gibt nimmermehr einen Satz.

Hier ist nun in doppelter Hinsicht eine Warnung nöthig. Einmal nämlich wissen jene Sprachen oft den Mangel an wahrhafter Form durch so künstliche Bildungen zu ersetzen, dafs sie ganz den Anschein wirklicher grammatischer Formen gewinnen. Die etymologische Analyse mufs solchen Bildungen die versteckende Hülle abreifsen. Dies hat Humboldt mehrfach mit Glück gethan. — Ein anderer Punkt ist der Sprachgebrauch, der, seltener in den nebensetzenden, sehr häufig aber in den anfügenden Sprachen, einen Unterschied zwischen Nomina und Verba hervorzubringen scheint. Das Mandschurische und Mongolische z. B. sind solche anfügende Sprachen. Sie können nicht amo, amas, sondern nur amans, amatus, amare sagen. Aber sie scheiden doch diese Verbalformen mit mehr oder weniger Genauigkeit von ausschliefslichen Nominalformen, wie amator, amatorius. Dafs hier überhaupt der Volksgeist in dem Sprachgebrauche durch ein richtiges Gefühl zu einer Scheidung von Sprachelementen gelangt sei, ist zunächst unverkennbar. Aber damit dafs gewifse Wörter durch unsere Verba, andere durch unsere Nomina übersetzt werden müssen, ist noch gar nicht gesagt, dafs jene Wörter auch wirklich den Unter-

schied von Nomen und Verbum darstellen. Vielmehr lehrt die genauere Prüfung, dafs hier statt der grammatischen Kategorien der Nomina und Verba nur der Unterschied des dauernden Inwohnens und der vorübergehenden Handlung, also den Inhalt der Vorstellung selbst betreffende Bestimmungen, und in höherm Grade, wie im Finnischen und Türkischen die logischen Kategorien der Substanz und Thätigkeit unterschieden seien. Wir haben also hier abermals formelle Bestimmungen von Seiten der materiellen Bedeutung aus, gar keine grammatischen, sondern logisch-metaphysische Formen. Die Entstehung solcher Unterscheidungen durch den Sprachgebrauch ist auch leicht zu erklären. Das metaphysische Wesen des Seins und der Thätigkeit, der dauernden Eigenschaft und der vorübergehenden Bewegung, ist so völlig verschieden, dafs die meisten Bestimmungen, die von dem einen gelten, der Natur ihres Inhalts gemäfs auf das andere gar nicht bezogen werden können. So kann der Unterschied zwischen Sein und Thätigkeit so lebhaft in der Vorstellung des Volkes werden, dafs er mit einer gewissen Treue durch die Sprache durchgeführt wird. Ein Verbum entsteht dadurch nicht.

Fassen wir nun die bisher gewonnenen Merkmale zusammen. Wir haben erstlich zwei so zu sagen physiologische Merkmale: die Scheidung von Stoff und Form und die von Nomen und Verbum. Analoga dieser Scheidungen sind formelle Bestimmungen an dem Inhalte des Stoffs, an der logischen Bedeutung selbst und besonders die Scheidung von Sein und Thätigkeit. Zweitens haben wir vorzüglich drei morphologische Bestimmungen: die Unwandelbarkeit und Nebensetzung der Wörter, die Anfügung und die Anbildung. Das Nähere über die verschiedenen Abschattungen dieser drei Grundformen knüpfen wir an die Erläuterung folgender Tabelle, welche unsere Eintheilung der Sprachen darstellt.

Das System der Sprachen als die Entwickelung der Sprachidee.

A. Stoff und Form vermischend	a. ohne Kategorien	1. nebensetzend	. . . .	1) Sprachen mit unvollkommener	I. die hinterindischen Sprachen	A. Formlose Sprachen
		2. abwandelnd	α) Inhaltsbestimmungen durch Wortformung ausdr.		II. der malajisch-polynesische Stamm	
			β) Beziehung der Wörter durch Präfixe ausdr.		III. die Sprache der Kaffern- und Congo-Stämme	
			γ) Formbestimmungen durch den Wurzeln angefügte Stoffwörter ausdr.		IV. Mandschuisch, Mongolisch	
	b. die Kategorien des Seins und der Thätigkeit scheidend	α) durch Zusammensetzung der Wurzel mit dem Verbum substantivum conjugirend	. . . . . .	2) mit vollkommnerer äußerer Form	V. die türkischen Dialekte	
		β) den Wurzeln Endungen anbildend	. . . . .		VI. der uralische oder finnische Stamm	
B. Stoff und Form scheidend	a. Nomen und Verbum nicht scheidend	α) nebensetzend	. . . .		VII. das Chinesische	
		β) einverleibend	. . . .		VIII. das Mexikanische	
		γ) Vielzusammensetzend	. . . .		IX. die nordamerikanischen Sprachen	
	b. Nomen und Verbum scheidend	α) vielanbildend	. . . .		X. das Vaskische	B. Sprachen mit Formen
		β) anfügend	. . . .		XI. das Aegyptische	
		γ) beugend	αα) innerlich symbolisch abwandelnd		XII. das Semitische	
			ββ) anbildend		XIII. das Sanskritische	

Zunächst fällt die doppelte Zwietheilung auf, welche auf der linken Seite mit grofsem römischen A und B, auf der rechten mit denselben Buchstaben in cursiver Form bezeichnet ist. Beide Eintheilungen sind gleich wichtig, einen absoluten Unterschied begründend. Da sie aber nicht zusammenfallen, so beschränken und mäfsigen sie sich gegenseitig. Indem die Gruppe VII., VIII., IX. nach der einen Eintheilung zu den höheren, nach der andern zu den niederern Classen gehört, so bildet sie eine mittlere Uebergangsgruppe, und die doppelte Zwietheilung wird so zur Dreitheilung.

Bei der Anordnung der 13 Classen ist ausschliefslich die Würdigkeit des physiologischen Princips beachtet. Berücksichtigt man allein den morphologischen Bau, so würde die Ordnung eine andere werden müssen. Vorzüglich würde das Chinesische, welches jetzt die siebente Stelle einnimmt, auf das Hinterindische in der zweiten Stelle folgen müssen. Denken wir uns also das Chinesische weg, welches sich seine Stellung blos durch die Tiefe seiner innern Form errungen hat, und welches auch mindestens im Vorzuge gegen das Hinterindische die Möglichkeiten der Wortstellung erschöpft und dieses Mittel also in gröfster Vollkommenheit anwendet — von ihm also abgesehen könnten wir rücksichtlich der äufsern Formfülle und Formschönheit eine dritte, in der Mitte der Tabelle durch gebrochene Linien bezeichnete, Zwietheilung vornehmen, so dafs von den, nach Abzug des Chinesischen übrigen 12 Classen, die 4 ersten als unvollkommen den 8 letzten höher organisirten entgegengesetzt würden. Durch Verbindung dieser Eintheilung mit der rechts bezeichneten ergibt sich die Mittelgruppe V. VI. VIII. IX., welche morphologisch die höchst gebildeten Sprachen vorbereitet; wird aber dieselbe Eintheilung mit der links bezeichneten verbunden, so besteht die mittlere Gruppe nur aus V. und VI., welche sich schon dadurch absondert, dafs man die zuerst in physiologischer Beziehung gefundene Uebergangsgruppe VII. VIII. IX. mit jener morphologischen von V.—IX.

verbindet. So ist dann das Ergebnifs der mehrfachen Eintheilung, namentlich einer doppelten, einer physiologischen und einer morphologischen, Dreitheilung, die wir vorgenommen haben; die Viertheilung, welche mit der links mit kleinen lateinischen Buchstaben a. b. a. b. bezeichneten zusammenfällt. Um sie vorzüglich dreht sich die kritische Entwickelung unseres Sprachsystems. Sie führt uns aber zunächst auf unsere erste links bezeichnete Zwietheilung zurück.

In letzterer, welche nach dem wichtigsten Gesichtspunkte der Sprachbetrachtung, ob nämlich die Sprachen eine klare Scheidung von Stoff und Form verrathen, vorgenommen ist, zerfallen die Classen in zwei ziemlich gleich grofse Hälften. Auch zeigen diese beiden Hälften mannigfache Aehnlichkeiten. Es scheint in Wahrheit, als habe mit der chinesischen Sprache die allgemeine Sprachidee in der Menschheit einen neuen Schwung genommen, und habe auf dieser gewonnenen höheren Bahn die früheren Formen in erhöheter Kraft von neuem durchlaufen. Hierin liegt es nun auch besonders — wir müssen es noch einmal hervorheben, — dafs die aufgestellte Stufenleiter im einzelnen keine absolute, nur relative Geltung hat. Das Chinesische z. B. steht allerdings höher als das Finnische oder Uralische, insofern es den Beginn der neuen Laufbahn macht; aber es steht auch niedriger gegen dasselbe, insofern es eben erst der Beginn, das Finnische dagegen das Ende einer Entwickelung ist. Daher allerdings so manche Aehnlichkeit des Chinesischen mit dem Barmanischen und des Finnischen mit dem Sanskritischen trotz ihres absoluten Unterschiedes. Wir halten es für eine gute Eigenschaft unseres Systems, dafs es durch die Mannigfaltigkeit der Beiwörter und Eintheilungen die mannigfaltigen Vergleichungspunkte der Sprachen andeutet. Es kann daraus nicht geschlossen werden, dafs wir den einen absoluten Eintheilungsgrund nicht gefunden und darum zu mancherlei Reflexionsgesichtspunkten Zuflucht genommen hätten; sondern jenes Durchkreuzen der Beziehungen, das Ineinandergreifen der

Eintheilungen ist echt organisch, und ein System soll doch ein Organismus sein.

Die Entwickelung, welche sich in dem Systeme darstellt, ist nach ihren weitesten Umrissen folgende. Die ersten 6 Classen vermischen Stoff und Form, indem sie die Form mehr oder weniger roh durch Stoffelemente bezeichnen. Die 7. 8. und 9. Classe sind von dieser Vermischung frei; aber sie haben blos Stoffelemente und bezeichnen die Form gar nicht lautlich, sondern nur durch die Stellung, wie das Chinesische, oder durch die Stellung und zugleich auch durch das Zusammenfassen der Stoffwörter, wie die amerikanischen Sprachen. Die vier letzten Classen endlich haben besondere Stoff- und Formbestandtheile, welche mannigfach mit einander verbunden werden. Sie allein haben wahrhafte Formen. — Wir lassen noch wenige, kurze Bemerkungen über die einzelnen Classen folgen.

Den Reigen beginnen die hinterindischen, die unentwickeltesten, formlosesten aller Sprachen. Sie entsprechen den Zoophyten der Zoologie. Wie diese den Uebergang aus dem Pflanzenreiche in das Thierreich darstellen, so bilden diese Sprachen die Gränzen der menschlichen Rede und nähern sich der Stummheit der Geberdensprache. Sie sind in Wahrheit acritae zu nennen, da alle grammatische Scheidungen noch unvollzogen sind. Diese Sprachen haben gar keinen Bau, wie die genannten Thiere kein gegliedertes Skelett. Sie bestehen aus lauter einsylbigen Wurzeln, und entsprechen so unter den Pflanzen den Pilzen und Algen. Ihr Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falls. Ein Wort fällt auf das andere. Nur so liefse sich auch hier von casus reden. — Ein bedeutender Trieb nach Formung der Wörter zeigt sich in den malajisch-polynesischen Sprachen, aber nach einer verkehrten Richtung hin. Sie drücken durch Prä-, Suf- und Infixe, Abschattungen des Inhalts, der materiellen Bedeutung der Wörter aus (S. 75.). — Die Sprachen des süd-westlichen Afrika's, deren vollendetste die Congo-Sprache ist, drücken

ebenfalls durch Suf- und Infixe nähere Bestimmungen der Bedeutung aus, bilden Frequentativa u. s. f.; dann aber, und das ist das eigentlich Bezeichnende für sie, geben sie den Substanz-Namen Präfixe und drücken die Zusammengehörigkeit der Wörter oder der Bestandtheile der Rede dadurch aus, dafs sie den zusammengehörenden Wörtern dasselbe Präfix geben, also der Eigenschaft, der Thätigkeit dasselbe Präfix, welches der Substanz und Person gehört. Auch unser Genitiv wird so umschrieben, dafs das in diesem Casus zu denkende Wort dasselbe Präfix erhält, welches das regierende hat. Es wird nicht die allgemeine Beziehung des Attributs und Prädicats auf ein Subject, sondern die gerade im einzelnen Falle vorliegende Beziehung eines einzelnen Wortes auf ein anderes ausgedrückt. Dabei wird nicht das Prädicat der Mittelpunkt und Kern des Satzes, sondern das Subject. Die ausgedrückte Beziehung ist keine grammatische, sondern eine sinnliche (vergl. unser De pron. rel. p. 69. 70.). — Rücksichtlich der folgenden vierten Classe haben wir schon das Nöthige erwähnt (s. S. 72. 80.). Diese Sprachen streben nach der Bezeichnung wahrhaft formeller Verhältnisse, und das scheidet sie von den vorhergehenden. Aber indem sie die Form zu sinnlich auffafsten, verwandten sie, zur Andeutung derselben, Stoffwörter. Dadurch wurde die Andeutung der Form zum umschreibenden Ausdrucke, der aber zu speciell und stoffig sein mufste. Die Form verliert dadurch ihr eigentliches formales Wesen und schlägt zu Stoff um. — Diese ersten vier Classen sind also ohne Ausdruck wahrhaft allgemeiner Verhältnisse des Denkens und Redens; sie sind ohne Kategorien. Den folgenden Classen sind Kategorien nicht abzusprechen.

Man hat diese vierte Classe mit den beiden folgenden zusammengefafst unter dem Namen: altai-uralischer Sprachstamm. Dieser Name scheint in der Weise gerechtfertigt, wie man auch von einem ägyptisch-semitisch-sanskritischen Stamme spricht. Wir wollen dies nicht durchaus mifsbilligen; aber man mufs darüber klar sein, dafs dort wie hier drei der Form nach ver-

schiedene, wenn auch den wurzelhaften Bestandtheilen nach verbrüderte, Sprachstämme vorliegen. Die Verschwisterung der altaischen und uralischen Sprachen haben Schott und Kellgren unwiderleglich bewiesen, wenn auch bis jetzt erst sehr unvollständig durch die einzelnen Formen nachgewiesen; die principielle Verschiedenheit ihrer allgemeinen Form spricht unsere Tabelle aus. Diese tritt rücksichtlich der Nominalverhältnisse weniger hervor. Das Nomen jedoch steht in enger Beziehung zum Verbum; und dieses, also der Kern der Grammatik, ist in jeder der Classen eine andere, und darum sind sie als besondere Stämme zu scheiden. Die türkischen Dialekte haben nur ein flectirendes Verbum substantivum, welches sie mit dem Participium lose zusammensetzen. Diese türkischen Formen sind also weder der äufsern Gestaltung noch der innern Bedeutung nach mit unserer schwachen Conjugation, z. B. ich lieb-te, lat. ama-bam, ama-rem, dem sanskrit. Auxiliar-Futurum b'ōtsyāmi — aber wohl allenfalls mit dem sanskrit. Participial-Fut. bōdd'āsmi — zusammenzustellen. Auch mögen wir gegen das sogenannte Verbum substantivum der Türken ein gerechtes Mifstrauen hegen. Wenn die Türken die Kraft gehabt hätten, ein Verbum wahrhaft zu beugen, warum haben sie nicht mehrere und alle in ähnlicher Weise abgewandelt? In der Sprache der Botokuden (Reise des Prinzen v. Neuwied II.) und in der Jarura-Sprache in Süd-Amerika, und in der Huasteka- und Maja-Sprache in Mittel-Amerika, welche principiell in diese Classe gehören, ist die mangelhafte Natur ihres scheinbaren Verbum substantivum ganz klar. — Ueber die folgenden uralischen oder finnischen Sprachen haben wir das Interessanteste schon gelegentlich beigebracht (S. 76. 78. 81.). Diese in neuester Zeit sehr beliebt gewordenen Sprachen haben das ursprünglich mangelhafte Princip trotz ihrer spätern bewunderswürdig glücklichen Entwickelung nicht überwinden können. Wenn sie sich morphologisch den höchstgebildeten Sprachen nähern, so erheben sie sich physiologisch nur wenig über die

vorhergehenden Classen. Sie haben viele Casus — drei oder vier Mal so viel als das Griechische; aber einen bestimmten Subjects- und Objectscasus, einen wahren Nominativ und Accusativ haben sie nicht. Ferner: Sprachen, welche wahrhafte Formen besitzen, haben allemal auch gewisse Formwörter zur Ergänzung derselben, z. B. Präpositionen. Die echten Präpositionen sind eben die, welche nicht von Verbal- oder Stoffwurzeln abzuleiten sind, sondern — und das ist das Feinste, was Bopps scharfsinnige Analyse gefunden hat — welche eine Verwandtschaft mit den Fürwörtern zeigen. Die finnische Sprache hat solche Präpositionen gar nicht — Grund genug, ihre ganze Flexion zu verdächtigen. Die äufserliche Weise ihrer Flexion selbst ferner hat manches Bedenkliche, und mindestens kann man den hier auftretenden Consonantenwechsel der feinen Steigerung und Schwächung der Vocale im Sanskritischen nur nachstellen. Der Satzbau endlich ist demgemäfs unbeholfen und schwerfällig und verräth die Formlosigkeit der Sprache besonders dadurch, dafs in seinen Wendungen das Nomen vor dem Verbum das Uebergewicht erhält, wodurch er denn oft weniger an hellenische Rede als an Tübet erinnert. Uebrigens scheint ein Einflufs der indo-europäischen Sprachen auf die Grammatik der finnischen obgewaltet zu haben. Denn obwohl die Declination echt altaisch ist, so bietet die Conjugation der Verba so viel Aehnlichkeiten mit den sanskritischen Formen dar, dafs Schwartze deswegen das Ungarische für eine zum Sanskritstamme gehörende Sprache erklären zu dürfen meinte. Hier könnte also das seltsame Problem einer Dualität in der Grammatik vorliegen — eine Dualität, deren Möglichkeit bisher aus guten Gründen bezweifelt worden ist.

Man findet unter den bisher genannten Völkern keines, dem wir eine höhere, weltgeschichtliche Bedeutung zuerkennen dürften. Indem wir nun zu den Chinesen kommen, finden wir zum ersten Male ein gehaltvolles, folgerecht durchgeführtes Princip — die Macht der Form. Die chinesische Sprache schei-

det Stoff und Form der Rede: das setzt eine Kluft zwischen sie und die vorgenannten, und nähert sie den weltgeschichtlichen Sprachen. Sie mufs durchaus von den hinterindischen, obwohl lautlich verwandten, geschieden werden. Wenn diese in ihrem Satze den mechanischen Fall herrschen lassen, so gewährt der chinesische Satz das Abbild des absoluten Mechanismus, des Planetensystems. Das Prädicat ist die Sonne, um welche sich die übrigen Satztheile drehen. Aber einerseits wird die Form blos lautlos durch das mechanische Mittel der Wortstellung ausgedrückt, und darum wird andererseits der Stoff doch nicht geformt, nach Kategorien vertheilt. So bleibt trotz jener Scheidung des Stoffes von der Form, worin sich zuerst das weltgeschichtliche Bewufstsein ausspricht, doch jene substantielle Einheit und Unterschiedslosigkeit (vergl. unsere Schrift: Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldts und die Hegelsche Philosophie S. 133.), welche der chinesischen Sprache eigenthümlich ist. Die Scheidung ist hier erst negativ vollzogen, die Form ist vom Stoffe getrennt, aber nicht positiv, durch lautliche Formelemente an dem Stoffe angedeutet. — Auf einem wenig verschiedenen Standpunkte, wie das Chinesische, stehen auch die Nord- und Mittelamerikanischen Sprachen, und ihr allbekannter Gegensatz zu jenem ist mehr morphologisch. Sie haben so wenig Formen wie das Chinesische und unterscheiden sich von ihm nur dadurch, dafs sie die Theile der Rede, welche jenes ohne Berührung neben einander setzt, lautlich innig verschmelzen, so dafs eine ganze Aussage zu einem Worte wird. Die wesentliche Aehnlichkeit dieser Sprachen mit dem Chinesischen tritt besonders klar dann hervor, wenn im Mexikanischen die Bestandtheile der Aussage, sobald sie zu mannigfaltig sind, als dafs sie sich zu einem Worte zusammenkörpern liefsen, ebenso auseinanderfallen und gleichgültig neben einander stehen, wie im Chinesischen.

Wir kommen zu einer neuen Gruppe von Sprachen, welche von der vorhergehenden ebenso sehr, wie diese von der frühern,

durch eine Kluft geschieden ist. Die Aehnlichkeit des Vaskischen mit den amerikanischen Sprachen ist höchst äufserlich. Denn im Vaskischen stofsen wir zum ersten Male auf wahrhafte Formen. Aber die Grenze zwischen Wort und Satz, welche sich bei mangelnder Form nicht festhalten läfst, ist auch hier noch schwankend, namentlich werden die Relativ- oder Adjectivsätze wie ein Nomen behandelt.

Bei den zunächst geschiedenen Elementen der Sprache, dem Nomen und Verbum, liegt die eigentliche Kraft der Aussage so sehr im Verbum, dafs sich der Geist zuerst zur Ausbildung des letztern wandte mit sichtlicher Vernachlässigung des Nomens. So im Aegyptischen und Semitischen. Die Grundtheilung der Stoffelemente ist vollzogen, aber das Gleichgewicht zwischen beiden noch nicht gefunden. Man hat die ägyptische Sprache völlig verkannt, wenn man sie mit den amerikanischen Sprachen oder gar dem Chinesischen zusammengestellt hat. Sie ist physiologisch hoch organisirt; nur sind freilich die Nominalverhältnisse mangelhaft ausgebildet, und vorzüglich zeigt sich eine schwache Articulationskraft verbunden mit einem für Wohllaut ganz unempfänglichen Gehör. Dadurch erhält der äufsere Bau eine Aehnlichkeit mit den niedriger stehenden Sprachen. Aber wie das Chinesische dem Hinterindischen nicht gleich, sondern auf höherer Stufe parallel steht, so das Aegyptische etwa dem Türkischen. — Die semitischen Sprachen sind in dem Streben nach Worteinheit und überhaupt im Bau der Sprache glücklicher als das Aegyptische. Wie die organische Form nicht äufserlich an dem Stoffe haftet, sondern ihn überall durchdringt und ihn erst zum organischen Stoffe bildet: so durchdringen im Semitischen die formgebenden Vocale die consonantische Substanz des Wortes. Die an sich immer unorgasche Wurzel ist darum auch im Semitischen vocallos; durch jede Vocalisation wird sie zu einer bestimmten Wortform. Wie tief nun auch sich hierin das Gefühl für organische Formung ausspricht, so hat doch diese Bildungsweise mancherlei Uebel-

stände, welche es erklärlich machen, dafs das Semitische mannigfach auf niederere Stufen zurückfällt. — Endlich die Sanskrit-Sprachen — die Rosen unter den Sprachen. Die klarste, auf's folgerechteste durchgeführte Scheidung von Stoff und Form, Nomen und Verbum, ferner die vollkommenste, weil am meisten den Formen der selbstbewufsten Denkthätigkeit sich anschmiegende, Gliederung aller Satzverhältnisse, endlich die in vollendetem Wohlklange sich entfaltenden und durch bestimmte Bedeutung geschiedenen Lautformen — das verleihet ihnen den Stempel der höchstorganisirten Sprachen.

Schlufsbemerkung.

Vorliegende Schrift soll als Einleitung zu einer Reihe von Werken dienen, welche die oben aufgestellten Sprachclassen nach ihrem eigenthümlichen Wesen in die vorzüglichsten Einzelheiten verfolgen werden. Nur dadurch können wir unsere Classification beweisen. Man sieht, es ist mit diesem Unternehmen auf eine Sprach-Encyclopädie, einen neuen Mithridates, abgesehen, wie er dem heutigen Stande der Sprachwissenschaft und dem wissenschaftlichen Bewufstsein unserer Zeit überhaupt angemessen ist. Mancher bis jetzt noch wenig erkannte Punkt der Grammatik wird dabei zur Sprache kommen, z. B. das Wesen der Pronomina, der Copula u. s. w. Dort werden auch die Unterabtheilungen und Uebergangsformen ihre Berücksichtigung finden. — In zwei Jahren hoffen wir eine Darstellung der ersten Classe, der hinterindischen Sprachen, veröffentlichen zu können. Zunächst aber wünschen wir, durch diese Schrift zur Begründung der wahrhaften Grammatik etwas beigetragen zu haben!

Druckfehler.

S. 21. Z. 4. lies: in der Darstellung durch des Verstandes Klarheit etc.
S. 72. Z. 13. v. u. statt entwickelten lies materiellen.
S. 74. Z. 16. v. o. statt der lies des.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

VERZEICHNISS

SPRACHWISSENSCHAFTLICHER WERKE

AUS DEM VERLAGE

VON

FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG

IN

BERLIN.

Juni 1850.

DIE

UMBRISCHEN SPRACHDENKMÆLER.

Ein Versuch zur Deutung derselben

von

Dr. S. Th. Aufrecht und Dr. A. Kirchhoff.

I. 1. Mit 9 lithogr. Taf. I. 2. Mit 1 lithogr. Taf. 4. 1849. 4 Thlr.

(Der zweite Band wird in diesem Jahre erscheinen).

Als das umfangreichste Denkmal der altitalischen Dialecte sind die iguvinischen Erztafeln nach zwei Seiten hin Gegenstand der Untersuchung. Wenn es an und für sich von Wichtigkeit war, das Wesen einer auf klassischem Boden entsprungenen Sprache zu erkennen und deren Verhältnifs zum Lateinischen zu bestimmen, so mufste die Wahrnehmung, dafs beide Sprachen im engsten Zusammenhange stehen und wechselweise einander ergänzen und aufklären, um so anziehender sein. Sowohl die vollständige Grammatik des Umbrischen zu entwickeln, als in allen einzelnen Theilen dessen Verwandtschaft vor Allem mit der römischen und oskischen Sprache, als den nächsten Geschwistern, nachzuweisen, sodann aber den Ursprung der entwickelten Formen durch eine weitere Vergleichung zu ergründen, war der Zweck, den die Verfasser im ersten Bande auszuführen sich bestrebt haben.

Nachdem so der Erforschung der Denkmäler ein fester Boden gewonnen ist, suchen die Verfasser im zweiten Bande, der Grenzen sich stets bewufst, welche ohne in Irrungen zu gerathen nicht überschritten werden dürfen, den Inhalt zu entwickeln. Auch dieser, aus Opfervorschriften und Gebeten bestehend, ist in vielen Punkten, namentlich in Bezug auf die Augurien, Ambarvalien, das Opferwesen und die Gebetformeln, welche lezteren merkwürdig mit den alten im Cato bewahrten übereinstimmen, die römischen Antiquitäten aufzuhellen geeignet. Den Schlufs des Werkes bildet die Behandlung mehrerer kleiner umbrischen Inschriften und ein vollständiges Glossar.

OSKISCHE GRAMMATIK

von

Dr. S. Th. Aufrecht.

(Wird im nächsten Jahre erscheinen).

Sie wird in der möglichsten Vollständigkeit die oskische Laut- und Formenlehre entwickeln, in streitigen Fällen gröſsere Stellen der Denkmäler erklären und eine durchgreifende Vergleichung der verwandten Sprachen liefern. Eine Abhandlung über das Verhältniſs der altitalischen Dialecte untereinander und ein Wortverzeichniſs werden das Buch beschlieſsen.

VERGLEICHENDE GRAMMATIK

des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen

von

Franz Bopp.

Abth. I. bis V. 4. 14 Thlr. 25 Sgr.

Die vergleichende Grammatik, das Endergebniſs der vielseitigen Forschungen des Verfassers, hat vor allen übrigen Werken desselben der Sprachvergleichung einen festen Grund und Boden geschaffen. Der Zweck der darin geführten Untersuchungen ist ein doppelter. Wenn einerseits nachgewiesen wird, daſs die indoeuropäischen Sprachen in den von ihnen ausgebildeten Sprachformen entweder eine vollkommene Identität zeigen oder zur Darstellung derselben sich verwandter Mittel bedienen, ist andererseits das unablässige Streben des Verfassers darauf gerichtet, der Entstehung und Bedeutung dieser Sprachformen auf die Spur zu kommen und so den Organismus des Sprachkörpers zu erkennen. Dient die erstere dieser engverknüpften Richtungen vorzüglich dazu, die Geschichte der Sprache aufzuhellen, so sucht die andere das Wesen derselben zu ergründen, d. h. in der letzten Instanz den Schleier zu lüften, welcher das Verhältniſs zwischen dem Gedanken und dem lautlichen Ausdruck desselben bedeckt hält. —

Von den erschienenen fünf Abtheilungen behandelt die erste die Lautlehre, die Wurzel, das Verhältniſs des indoeuropäischen Sprach-

stammes zum semitischen und tartarischen, endlich einen Theil der Declination. In der zweiten Abtheilung wird diese geschlossen, sodann werden die Eigenthümlichkeiten der Adjectivflexion, die Comparation und die Zahlwörter betrachtet. Die dritte Abtheilung umfafst die Fürwörter und einen Theil der Conjugation, mit welcher dann die ganze vierte und die Hälfte der fünften Abtheilung sich beschäftigt. Diese enthält überdies den Anfang der Wortbildungslehre. Die sechste Abtheilung wird diese beendigen, das Wichtigste von den Präpositionen und Adverbien und die Composition behandeln und das Werk schliefsen. —

GLOSSARIUM SANSCRITUM

in quo omnes radices et vocabula usitàtissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, litthuanicis, sclavicis, celticis camparantur

a

FRANCISCO BOPP.

fasc. tres. 4. 1847. 6 Thlr. 20 Sgr.

Für die Lecture der bis jetzt zugänglichsten und verbreitetsten Sanscritwerke bestimmt, hat das Glossar den Vorzug, dafs die Bedeutungen der Wörter nicht auf frühere Autorität angenommen, sondern fast durchgängig aus den behandelten Schriftstellern nachgewiesen sind. Wichtig wird es überdies durch die Fülle von Wortvergleichungen aus dem gesammten Bereich der verwandten Sprachen und die kritische Untersuchung des Wurzelvorrathes.

ÜBER EINIGE

DEMONSTRATIVSTÆMME

und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Präpositionen und Conjunctionen im Sanskrit und den mit ihm verwandten Sprachen

von

FRANZ BOPP.

gr. 4. 1830. 7½ Sgr.

Der Stoff, aus welchem die Sprache ihren Wortvorrath bildet, besteht entweder aus Verbal- oder Pronominalwurzeln, deren erstere zur

Schaffung von Begriffswörtern verwendet werden, während aus den letzteren die feineren Theile des Sprachkörpers, die Formwörter erwachsen. Der Verfasser, welcher die Pronominalthemen *i*, *a*, *ana* und *ima* zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat, weist hauptsächlich innerhalb der griechischen, lateinischen und deutschen Sprachfamilie nach, wie gerade die Pronominalstämme es sind, welche am weitesten ihre Aeste auszubreiten pflegen, indem nicht nur eine Reihe von Personwörtern, sondern auch eine grofse Anzahl der sogenannten Partikeln, namentlich aber Präpositionen, jenen vier Stämmen ihren Ursprung verdanken. —

ÜBER DEN

EINFLUSS DER PRONOMINA

auf die Wortbildung im Sanskrit und den mit ihm verwandten Sprachen

von

FRANZ BOPP.

gr. 4. 1832. 7½ Sgr.

Ihrem Inhalt nach schliefst die gegenwärtige Abhandlung sich der vorigen genau an. Die erste Hälfte untersucht die mit dem Interrogativpronomen ka in Zusammenhang stehenden Formen des Lateinischen und des Deutschen und belehrt über den Ursprung mehrerer abgeleiteten Pronominaladjectiva und Adverbien, welche in ihrem ersten Theile einen Pronominalstamm zeigen. Im Folgenden wird wahrscheinlich gemacht, dafs auch die Ableitungsaffixe pronominaler Natur seien, und sodann die Identität einer Anzahl der wichtigsten in den verglichenen vier Sprachen nachgewiesen.

ÜBER DIE

VERWANDTSCHAFT

der malayisch-polynesischen mit den indisch-europäischen Sprachen

von

FRANZ BOPP.

gr. 4. 1841. 2 Thlr. 20 Sgr.

Der berühmte Verfasser führt in dieser Abhandlung den Beweis, dafs der malayisch-polynesische Sprachzweig ein Abkömmling des Sanskrit-Stam-

mes ist, dafs er zu demselben in einem töchterlichen Verhältnisse steht, während die meisten europäischen Sprachklassen dem Sanskrit schwesterlich die Hand reichen. Es wird die Annahme gerechtfertigt, dafs das Sanskrit, und zwar zu einer Zeit, wo es in noch ursprünglicherem Zustande, als in welchem es uns bekannt ist, sich befand, und viel durchgreifender und gewaltsamer als das Lateinische in die romanischen Sprachen, in die malayisch-polynesischen sich aufgelöst habe. Letztere sind nur Trümmer eines verfallenen Sprachorganismus, sie sind aus der grammatischen Bahn, in der sich ihre Muttersprache bewegt hat, herausgetreten. Die Untersuchung kann sich darum hier nicht mit der Grammatik beschäftigen, sondern es werden Wörter aus allen Redetheilen mit Sanskritwörtern verglichen, und ihre auffallende Aehnlichkeit mit denselben bestätigt die obige Ansicht.

DIE

KAUKASISCHEN GLIEDER

des Indoeuropäischen Sprachstamms

von

FRANZ BOPP.

gr. 4. 1847. 1 Thlr. 15 Sgr.

In zwei akademischen Abhandlungen giebt der durch scharfe Analyse wie umfassende Combination berühmte Verfasser eine alle wichtigen Punkte der Grammatik berührende Vergleichung der iberischen oder grusischen Sprachfamilie, d. h. des Georgischen, Mingrelischen, Suanischen und Lasischen mit dem Sanskrit. Auch das diesen Sprachen nahe stehende Ossetische wird vielfach berücksichtigt. Diese Arbeit bildet eine nothwendige Ergänzung zu des Verfassers Vergleichenden Grammatik.

ÜBER DIE

CELTISCHEN SPRACHEN

von

FRANZ BOPP.

(Wird neu gedruckt).

VERGLEICHENDE

ACCENTUATIONS- UND WORTBILDUNGSLEHRE

des Griechischen und Sanskrit

von

FRANZ BOPP.

(künftig erscheinend).

DE NATURA ET INDOLE

LINGUAE POPULARIS AEGYPTIORUM

disseruit

H. BRUGSCH.

(fasciculus prior.)

(Wird in diesem Jahre erscheinen).

Als Einleitung zu einer neuen, durch fortgesetztes Studium der Monumente bei weitem vermehrten Grammatik der ägyptischen Volkssprache und Volksschrift wird diese Abhandlung im Allgemeinen enthalten:

1) die altägyptischen Namen der verschiedenen ägyptischen Sprachen und Schriftarten, die bisher von keinem Aegyptiologen richtig gelesen und dem Koptischen angemessen erklärt worden sind;

2) den Nachweis aus ägyptischen, von Griechen griechisch umschriebenen Wörtern und Eigennamen, dafs die Volkssprache, die Uebergangsstufe vom heiligen Dialecte zum Koptischen, dieselben dialectischen Verschiedenheiten wie das Koptische umfafst;

3) eine genauere Betrachtung der phonetischen Bestandtheile der Volkssprache, woraus eigenthümliche Gesetze der Lautverschiebung hervorgehen, deren Richtigkeit etwaige griechische Transscriptionen auf das schlagendste bewahrheiten, Feststellung des demotischen Alphabets u.s.w.;

4) den Versuch, in den dialectischen Verschiedenheiten der altägyptischen Volkssprache ein Kriterium aufzustellen, nach welchem zu bestimmen ist, ob griechische Schriftsteller die ägyptischen Namen, welche sie überliefern, in Ober- oder Unter-Aegypten (Theben oder Memphis) aufgezeichnet haben.

DE

NOMINUM GRAECORUM FORMATIONE

linguarum cognatarum ratione habita

scripsit

Dr. G. CURTIUS.

1842. 4. 20 Sgr.

Die Wortbildung war, wie sehr deren Wichtigkeit seit Buttmann auch einleuchtete, der Schwierigkeiten wegen, die sich bei Beschränkung auf die eine Sprache überall darboten, in den Grammatiken stiefmütterlich und überdiefs stets so behandelt worden, dafs primäre und secundäre Ableitungen zusammengeworfen wurden. Der Verfasser spricht sich zuerst über den Unterschied beider aus und geht sodann, nachdem die wichtige Voruntersuchung über gewisse, weder zur Verbalwurzel, noch zum Affix gehörige euphonische Laute erledigt ist, zur Darstellung der griechischen primären Wortbildung über. Die ableitenden Affixe sind hier nach ihrer formellen Verwandtschaft geordnet, ihre Entstehung und ihr Verhältnifs zu den identischen lateinischen und sanskritischen, sodann die mannigfachen Umgestaltungen nachgewiesen, welche einzelne im Griechischen erfahren haben. Die Klarheit der Darstellung macht die Abhandlung selbst dem in der Sprachvergleichung minder Geübten fruchtbar und geniefsbar.

ÜBER DIE

VERSCHIEDENHEIT DES MENSCHLICHEN SPRACHBAUES

und ihren Einflufs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts

von

WILHELM VON HUMBOLDT.

gr. 4. 1836. 4 Thlr.

In diesem Werke hat der berühmte Verfasser den Kern seines ideellen Lebens niedergelegt. Wie er darin eine Anschauungsweise

der Sprachwissenschaft vom Standpunkte der Weltgeschichte aus begründet, eben so sehr lehrt er darin eine Weltanschauung von dem Standpunkte der Sprache aus. Beginnend mit der Betrachtung der die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts hauptsächlich bestimmenden Momente (§. 1—6) gelangt er zur Sprache, als einem vorzüglichen Erklärungsgrunde jenes Entwickelungsganges (§. 7.). Er zeichnet die Richtung vor, welche die Sprachforschung zu nehmen hat, um ihren Gegenstand in dieser Weise zu beurtheilen (§. 8.) und wird dadurch zu einer tiefen Darlegung des Wesens der Sprache geführt (§. 9—12.). Sodann genauer auf das Sprachverfahren eingehend, stellt er die allgemeinsten und alle Theile der Sprache durchdringenden Eigenthümlichkeiten derselben dar (§. 13—18), nach welchen er sie classificirt (§. 19). Als den Punkt aber, von dem die Vollendung der Sprache, ihre Entwickelungsfähigkeit und ihr Einfluſs auf den Volksgeist abhängt, hebt er die gröſsere oder geringere Stärke der synthetischen Kraft derselben hervor und führt den Nachweis sowohl rücksichtlich der indoeuropäischen, als der semitischen, amerikanischen und der einsylbigen Sprachen (§. 21—24). Die Beantwortung der Frage, ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei, bildet den Schluſs (§. 25) dieses groſsartigen Werkes.

ÜBER DIE

KAWI-SPRACHE AUF DER INSEL JAVA,

nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts

von

WILHELM VON HUMBOLDT.

I.—III. Bd. gr. 4. 1836. 18 Thlr. 15 Sgr.

Der erste Band dieses Werkes enthält auſser der Einleitung, über welche man die Notiz zur voranstehenden Schrift vergleiche, das erste Buch: über die Verbindung zwischen Indien und Java. Da die Kawi-Sprache das Erzeugniſs dieser Verbindung ist, so wird hier gewissermaſsen die Entstehung derselben nachgewiesen. Die Verbreitung des Buddhismus über Java und andere Inseln des östlichen Archipels wird aus den Ueberresten von Tempeln und Bildwerken, Inschriften und

Sagen, wie auch aus einzelnen Kennzeichen aufs Gründlichste dargethan. — Das zweite Buch (II. Bd.) enthält die Analyse der Kawi-Sprache. Nach einigen Notizen über die Literatur und die Hülfsmittel zur Erforschung derselben wird ihre grammatische Form, wie sie sich aus der behutsamsten Betrachtung der Texte ergab, dargestellt, um die Natur derselben zu bestimmen und zu zeigen und mit Beweisen zu belegen, wie sie in dem Kreise der Sprachen, zu welchen sie zu rechnen ist, classificirt werden muſs. — Dies nöthigte den Verfasser im dritten Buche auf den malayischen Sprachstamm überhaupt einzugehen. Nach der allgemeinen Characterisirung und Eintheilung desselben werden zuerst die einzelnen Sprachen des westlichen Zweiges mit dem bekannten zarten Takt des Verfassers für Auffassung eigenthümlicher Gestaltungen vorgeführt. —

Der dritte Band umfaſst die Sprachen der Südsee-Inseln, den andern Zweig des malayischen Stammes. Diese leider von Humboldt nicht vollendete Arbeit hat ihre Ergänzung durch einen jüngeren, auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft rühmlichst bekannten Gelehrten, Herrn Professor Buschmann, erhalten, welcher in umfassendster Weise nicht nur die Sprachen der Südsee-Inseln unter sich, sondern auch diese mit dem oben erwähnten westlichen Zweige, den im engern Sinne malayisch genannten Sprachen, verglichen hat.

PRÜFUNG DER UNTERSUCHUNGEN ÜBER

DIE

URBEWOHNER HISPANIENS

vermittelst der baskischen Sprache

von

WILHELM VON HUMBOLDT.

gr. 4. 1821. 2 Thlr. 10 Sgr.

Diese Schrift enthält nicht blos eine Kritik der früheren so dürftigen und unvollkommenen Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens. Vielmehr wird mit musterhafter Gründlichkeit und Klarheit dargethan, daſs die vielen altiberischen, von Griechen und Römern überlieferten Ortsnamen aus der vaskischen Sprache herstammen, und somit die Thatsache zur Gewiſsheit erhoben, daſs die heutige Sprache der Vasken, natürlich mit den durch die Zeit hervorgebrachten Veränderungen, auch die der alten Iberer war, und daſs ferner diese nur ein Volk mit nur

einer von den celtischen ganz verschiedenen Sprache ausmachten und als die ursprünglichsten Bewohner über die ganze Halbinsel verbreitet waren, nur mit Celten untermischt und theilweise zu Celtiberern verschmolzen; denn die vereinzelten punischen und griechischen Colonieen können, wie die römischen Besetzungen nicht in Betracht kommen. —

ÜBER DEN DUALIS

von

WILHELM VON HUMBOLDT.

gr. 4. 1828. 12½ Sgr.

Diese Abhandlung dürfte aus manchen Gründen Humboldt's schönste und tiefste Arbeit genannt werden; auch wirft sie auf viele wichtige Stellen seines gröfseren Werkes ein sehr erwünschtes Licht. Die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen über einzelne grammatische Formen wird vom Verfasser selbst im Eingange dargestellt. Nach der Uebersicht des räumlichen Umfanges der Sprachstämme, in denen sich die Dualform findet, wird die Natur derselben zuerst nach der Beobachtung der Sprachen selbst bestimmt, dann in tiefster Weise aus allgemeinen Ideen abgeleitet, mit Berücksichtigung der phantasievollen und rein verständigen Seite der Sprache.

ÜBER DIE VERWANDTSCHAFT DER ORTSADVERBIEN mit dem Pronomen in einigen Sprachen

von

WILHELM VON HUMBOLDT.

gr. 4. 1830. 10 Sgr.

Eine Darstellung des Pronomens selbst leitet diese Abhandlung ein, in welcher durch das Beispiel der Pronomina der Sprache der Tonga- oder Freundschaftsinseln und anderer malayischer Sprachen, ferner der

chinesischen, japanischen und endlich besonders der armenischen Sprache gezeigt wird, wie die Pronomina aus den Ortsadverbien hergenommen werden können.

ABHANDLUNG ÜBER DIE

SPRACHE UND SCHRIFT DER UIGUREN.

Nebst einem Wörterverzeichnisse und anderen uigurischen Sprachproben aus dem Kaiserlichen Uebersetzungshofe zu Peking

von

JULIUS KLAPPROTH.

Paris 1820. 4 Thlr.

Diese Abhandlung ist von einer älteren unter demselben Titel erschienenen desselben Verfassers zu unterscheiden. Hier werden aus einem uigurisch-chinesischen Vocabular, welches aus dem kaiserlichen Uebersetzungsinstitute zu Peking stammt und jetzt in der Bibliothek zu Paris sich befindet, die in ihm enthaltenen achthundert uigurischen Wörter mitgetheilt und mit den entsprechenden anderer türkisch-tatarischer Dialecte zusammengestellt. Aufserdem werden drei uigurische Schreiben an die chinesischen Kaiser der Dynastie Ming als Sprachprobe gegeben. Hierauf folgt die aus Abulgasi und besonders den chinesichen Schriftstellern geschöpfte, theilweise durch europäische Zeugnisse bestätigte Geschichte der Uiguren, welche die einstige Macht dieses Stammes und übereinstimmend mit der Sprache seinen türkischen Ursprung und seine Verschiedenheit von den Tanguten beweist. Die uigurische Schrift ist eine Tochter der syrischen und Mutter der mongolischen, kalmückischen und mandschurischen, wie sowohl die Form der Buchstaben selbst, als auch einheimische Schriftsteller lehren.

DE

CONJUGATIONE IN MI

linguae sanscritae ratione habita

scripsit

Dr. A. Kuhn.

8. 10 Sgr.

Die Conjugation auf $\mu\iota$, obwohl sie in unseren Grammatiken noch immer als die unregelmäfsige betrachtet wird, erweist sich durch Vergleichung des verwandten Sprachkreises als die ursprüngliche und diejenige, welche Personalendungen und Eigenthümlichkeiten der Conjugation am treuesten bewahrt hat. Der Verfasser, welcher sich eine möglichst erschöpfende Behandlung jener Conjugation zur Aufgabe gestellt hat, betrachtet zunächst die Personalendungen, denen mit Hülfe des Sanskrit sowohl ihre ältere Form, als (und hierbei namentlich bietet sich eine Reihe scharfsinniger Beobachtungen dar) ihre Bedeutung nachgewiesen wird. Der zweite Theil des Buches behandelt sodann die Bildung der einzelnen Zeiten mit durchgängiger Hervorhebung der dieselben unterscheidenden Merkmale und untersuchender Berücksichtigung der Dialecteigenheiten.

ZWEI

SPRACHVERGLEICHENDE ABHANDLUNGEN:

1) Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Aethiopischen, Altpersischen und Alt-Aegyptischen Alphabets.
2) Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indogermanischen, Semitischen und Koptischen Sprache

von

Dr. Richard Lepsius.

gr. 8. 1837. 1 Thlr.

Der Verfasser führt in der ersten Abhandlung mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Sätze durch, dafs 1) die Ordnung der Buchstaben im

alten semitischen Alphabete nach einem organischen Principe gemacht ist, dafs diese Anordnung aber 2) genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwickelung des Sprachorganismus übereinstimmt, woraus folgt, dafs 3) das semitische Alphabet sich nur allmälig und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet habe, wie wir es vorfinden. Hierdurch wird sein Ursprung in die Anfänge der Geschichte, und jedenfalls vor die Trennung des semitischen, ägyptischen und indoeuropäischen Stammes gesetzt. Dies führt auf eine Vergleichung des semitischen Alphabets mit dem indischen und den Hieroglyphen, und wird der gemeinschaftliche Ursprung dieser drei erhärtet. Dieses selbe doppelte Interesse, die Verwandtschaft jener drei Sprachstämme, wie den innigen organischen Zusammenhang von Sprache und Schrift nachzuweisen, herrscht auch in der zweiten Abhandlung. Es wird demgemäfs aufser der Verwandtschaft der ägyptischen, semitischen und indoeuropäischen Zahlen auch die Uebereinstimmung zwischen der Bildung der Zahlwörter durch Zusammensetzung mit dem ägyptischen Ziffersysteme von der Zahl vier an bis zehn dargelegt. Die durchaus einfachen drei ersten Zahlen aber werden auf die Pronominalstämme zurückgeführt. Der Verfasser geht hierauf zu den Spuren des Duodecimalsystems und dem Decimalsystem über und schliefst nach einer Abschweifung über die Bildung der Ordinalia das Ganze mit einer Nachweisung der ursprünglichen Femininformen der Zahlwörter.

SYNTAX DER NEUFRANZÖSISCHEN SPRACHE.

Ein Beitrag zur geschichtlich-vergleichenden Sprachforschung

von

Dr. Ed. Maetzner.

Erster Theil 1843. Zweiter Theil 1845. gr. 8. 4 Thlr.

Die bisher gewöhnlich nur auf den etymologischen Theil der Sprachwissenschaft angewandte vergleichende Methode liefert hier auch in der Syntax die schönsten Ergebnisse. Zur Erklärung der französischen Constructionen sucht der Verfasser zunächst in den verschwisterten romanischen Sprachen, besonders auch im Altfranzösischen und Provenzalischen die analogen Erscheinungen auf. Er dehnt aber den Kreis der Vergleichung auch auf die classischen Sprachen und endlich selbst auf die semitischen aus. Dabei besitzt der Verfasser die so seltene Vereinigung

umfassender historischer Forschungen mit einem tiefen philosophischen Blick. So dürfte dieses Buch unter seines gleichen das vorzüglichste, die Kenntnifs desselben den Lehrern der romanischen Sprachen unerläfslich, und dasselbe besonders auch zum wissenschaftlichen Sprach-Unterricht in den höheren Classen der Gymnasien sehr geeignet sein. Die beiden Theile, von denen der erste den Satz, der andere das Satzgefüge und die Periode umfafst, bezeichnen durch sich selbst einen zweifachen Cursus.

ETYMOLOGISCHES

WÖRTERBUCH DER GRIECHISCHEN SPRACHE

zur Uebersicht der Wortbildung nach den Endsylben geordnet

von

Dr. W. Pape.

Lex. 8. 1836. 2 Thlr. 15 Sgr.

Die mit vieler Emsigkeit und Aufopferung ausgeführte Arbeit des Verfassers führt uns gleichsam in den Haushalt der griechischen Sprache ein. Die nach den Endungen übersichtlich geordnete Zusammenstellung der Wörter gereicht zu mannigfachem Nutzen: bei dem Nomen und den Partikeln lernen wir, obgleich eine strenge Sonderung der Einsicht des Lesers überlassen bleibt, die mit gleicher Ableitungs- oder Flexionsendung gebildeten Wortstämme kennen, während bei der Conjugation es von Wichtigkeit ist, den ganzen Vorrath der den einzelnen Classen anheimfallenden Verben übersehen zu können. Aber auch für die Accentlehre ist der möglich gemachte Ueberblick willkommen, und für die Composition, deren wissenschaftliche Bearbeitung noch mangelt, besteht keine ähnlich reiche Sammlung.

VOCABULARIUM SINICUM

von

Schott.

gr. 4. 1844. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

KOPTISCHE GRAMMATIK

von

Dr. M. G. Schwartze,

ehem. Prof. der Kopt. Sprache an der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin,

herausgegeben nach des Verfassers Tode

von

Dr. H. Steinthal,

Docenten an derselben Universität.

(Unter der Presse.)

Diese Grammatik liefert die Thatsachen so vollständig und sorgfältig, wie sie bisher noch nirgends gefunden worden sind. Dabei erstreckt sie sich über alle drei koptischen Dialecte in gleicher Weise. Was ihr aber den gröfsten Vorzug giebt, ist die comparativ-genetische Methode, welcher überhaupt die neueste Sprachwissenschaft ihren Aufschwung verdankt, und welche hier vom Verfasser mit Scharfsinn und Umsicht angewandt ist. Es ist hier zum ersten Male eine wissenschaftliche Lautlehre der koptischen Sprache gegeben, welche die sichere Basis für die Formenlehre bildet. Höchst schätzenswerthe Notizen über die Syntax sind aus den Papieren des Verfassers vom Herausgeber angehängt.

DIE SPRACHWISSENSCHAFT WILHELM VON HUMBOLDT'S
und die Hegelsche Philosophie

von

Dr. H. Steinthal.

gr. 8. geh. 1848. 20 Sgr.

Es lag dem Verfasser zunächst und zu allermeist daran, die Unhaltbarkeit der dialektischen Methode Hegels dadurch zu beweisen, dafs er zu zeigen suchte, wie diese über sich selbst hinaustreibt zur genetischen, welcher Wilhelm v. Humboldt huldigt. Hierauf giebt er eine Darstellung der Grundlagen und des Ziels der Sprachwissenschaft Humboldt's mit beständiger Zurückweisung der unberechtigten Forderungen und gehaltlosen Leistungen der Dialektik.

DIE

CLASSIFICATION DER SPRACHEN

dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee

von

Dr. H. Steinthal.

gr. 8. geh. 1850. 15 Sgr.

Diese Schrift enthält zuerst eine Kritik der bisherigen Sprachclassificationen und damit der heutigen Sprachwissenschaft überhaupt. Besonders ausführlich wird Wilhelm v. Humboldt nach seiner genialen und mangelhaften Seite dargestellt. Darauf giebt der Verfasser nach einer neuen Auffassungsweise des Wesens der Sprache eine Eintheilung der Sprachen in dreizehn Classen in einer den natürlichen Pflanzen- und Thiersystemen analogen Methode.

Bitte.

Freunde der Sprachwissenschaft, die den ersten Theil des S. 8 aufgeführten Werkes: Die Kawi-Sprache etc. ohne die beiden folgenden Theile desselben besitzen, werden hierdurch noch besonders darauf aufmerksam gemacht, dafs die demselben vorgedruckte Einleitung: Ueber die Verschiedenheit etc. in einem besondern Abdrucke (S. 7) erschienen ist und zugleich ersucht, wenn sie den ersten Theil nur wegen dieser Einleitung zu besitzen wünschen und nicht etwa die beiden folgenden Theile des Werkes noch zu erwerben gedenken, diesen Theil gegen den besondern Abdruck der Einleitung umzutauschen und für den Ueberschufs aus dem vorstehenden oder aus unserm gröfseren Verlagsverzeichnisse, das jede Buchhandlung zur Disposition stellen kann, nach freier Wahl Werke zu entnehmen, da wir von diesem ersten Theile nur noch wenig Exemplare besitzen und sonst Freunden der Sprachwissenschaft bald nicht mehr mit dem vollständigen Werke dienen könnten. — Jede Buchhandlung wird übrigens nach Ansicht dieser Zeilen gern hierzu die Hand bieten.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

